UNSER HEER

1. JAHRGANG · FOLGE 25
BERLIN, [illegible] DEZEMBER 1942



Es gibt Fälle, wo das höchste Wagen die höchste Weisheit ist

CLAUSEWITZ

HF

DER NEUE FRONTWINTER

DEUTSCHE DICHTER SCHREIBEN AN FRONTSOLDATEN (I)

„Nicht Auswege retten uns, sondern Entscheidungen!" Dieses Wort eines alten Soldaten zeigt die Einstellung des deutschen Frontsoldaten zum Leben. Er sucht die Entscheidung und weicht nicht durch billige Kompromisse dem aus, was an Fragen und Problemen auf ihn einstürmt. Nicht immer wird er allein damit fertig werden. Denn vielfach ist auch die Heimat in den Fragenkreis mit einbezogen, oft sind es persönlichste Dinge, die er notwendig einseitig betrachten muß. Was die Stimme der Heimat dem Frontsoldaten zu seinen Fragen und Gedanken zu sagen hat, soll in einer Reihe von Feldpostbriefen zum Ausdruck kommen, mit deren Veröffentlichung wir hier beginnen. Deutsche Dichter schreiben an Angehörige, Freunde oder Bekannte im Felde, und das, was sie zu sagen haben, wird jedem Soldaten über das Persönliche und Private hinaus etwas geben. Unseren ersten Feldpostbrief schrieb der Dichter August Winnig, der u.a. die Bücher „Heimkehr", „Vom Proletariat zum Arbeitertum" und „Frührot" verfaßte. August Winnig, 1878 in Blankenburg am Harz geboren, kommt aus der Arbeiterbewegung, die er in ihren Vorkriegs- und Nachkriegsphasen durchlief, um schon bald nach dem ersten großen Weltbrand zur Synthese zwischen nationalem und sozialistischem Geist zu finden. So gilt das dichterisch-kämpferische Lebenswerk dieses ehemaligen Maurergesellen, der einst seinen Weg bis zum Oberpräsidenten von Ostpreußen machte, vorwiegend dem deutschen Arbeiter.

Potsdam, den 31. Oktober 1942

Mein lieber Georg!

Nach langen Wochen vordringlicher Arbeit habe ich eine Stunde, die dazu beschaffen ist, Dir zu schreiben. Du weißt, daß ich Dir längst geschrieben hätte, wenn nicht Deine Briefe an Gisela und Giselas Briefe an Dich die Mittler zwischen uns wären, so daß wir immer voneinander wissen.

Vorgestern hatten wir den ersten Frost, einen gelinden Frost, der zwar die Dahlien geknickt, aber sonst keinen Schaden angerichtet hat, sich auch bald vor der hochkommenden Sonne verflüchtigte. Aber er genügte, um den Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben. Ich dachte an den Winter, nicht an unseren Winter mit den Hausbrandsorgen, die ich nicht verkleinern, aber erst recht nicht ernst nehmen will. Ich dachte an den russischen Winter, den ich auch als Soldat im Dezember achtzehn zwischen Dorpat und Wenden erlebte. Es war für Estland keiner der harten Winter, und ich muß mir die Kälte noch um zehn Grad ärger vorstellen, um ungefähr zu treffen, was unsere Soldaten im vorigen Jahr im Osten ausgestanden haben. Ich glaube, daß alle Deutschen in der Heimat an Euch und an den kommenden Winter denken. Man kann nicht anders.

Mein lieber Georg, ich weiß, daß deutsche Philosophie nichts gegen russische Kälte ausrichten kann, Pelze, Wollsachen und Brennstoff, Erde und Beton schützen da besser. Doch liegt nicht eine Stärke darin, um die Unvermeidbarkeit des Leides zu wissen? Gäbe es doch ohne Leid auch keine Freude. Und es kann im Leide eine ungeheure, es kann mir die rettende Stärke sein, wenn ich weiß, wofür ich leide. Und das, meine ich, ist jetzt der Fall des deutschen Soldaten.

Wir wollen nur einmal unseren Gedanken die Freiheit geben, sich vorzustellen, was mit uns geschähe, wenn der deutsche Soldat den Beschwerden und Schrecknissen dieses russischen Winters nicht gewachsen wäre. Wir denken an die Gepflogenheiten der Sowjetrussen dort, wo sie als Eroberer und Herren auftreten konnten, und sehen dann Bilder vor uns, vor denen wir jetzt glücklicherweise die Augen schließen dürfen. Denn diese Gefahr — das dürfen wir wohl ruhig und sicher sagen — ist gebannt. Hinter uns liegen ein Sommer und ein Herbst, in denen nicht nur die vorgefaßten Operationsziele erreicht wurden, sondern auch militärische Erfolge in stärkstem Maße in reelle Werte für unsere Ernährungswirtschaft umgemünzt werden konnten. Anstatt Sowjetpanzern rollen Getreidezüge aus den Kornkammern des Ostens nach Deutschland hinein und helfen den deutschen Tisch reicher decken.

Gibt es ein treffenderes Bild, das uns zeigen könnte, was an Großem und Zukunftsbestimmendem auch in den vergangenen Monaten wieder erreicht wurde? Und nun ist der neue Frontwinter da. Du schriebst mir, er schrecke Euch nicht. Denn dieses Mal hättet Ihr wirklich einen Helfer, den die Engländer — wenn sie ihn hätten —, sicher den „General Erfahrung" nennen würden.

Mein lieber Georg, vielleicht ist es überflüssig, daß ich all das — eigentlich mehr vor mir selbst — wiederhole, aber sich darin einen Teil jener Sorge um Euch, sich in diesen Zeilen den Ausdruck meiner immer wachen Teilnahme am Gang der großen Dinge und am Geschehen an der kämpfenden Front. Schließlich, so glaube ich, muß es Dir doch etwas bedeuten, daß die Heimat weiß, wofür Ihr tragt, was Euch auferlegt ist.

Aber wer, ist „die Heimat"? Wer ist „Deutschland"? Das sind abgezogene Begriffe, unanschaulich und darum unfaßbar. Jeder denkt sich etwas anderes dabei. Und doch haben sie ihr Recht; sie haben es darum, weil jeder sich etwas dabei denken kann. Wenn ich an die Heimat denke, so sehe ich sie, wie sie nun einmal ist: ihre Straßen und Plätze, ihren Markt, ihr altes schönes Rathaus und darüber die Kirche. Ich sehe auch das Feld mit seinen Ackerbreiten und Wegen und die Leute, die da zu tun haben, wenn ich auch die Berge sehe, die das alles umrahmen. Das ist ein schönes Bild, aber es würde mir nichts sagen, wenn es nicht eine Seele hätte. Ich brauche nur die inneren Augen aufzuschlagen, so steht die Seele der Heimat vor mir; Vater und Mutter, obschon sie lange tot sind, und meine Geschwister, die lebenden und die toten, und dazu die Freunde und Verwandten. Alle sehe ich sie, die mich einmal aus ihrer Seele genährt haben, und dann weiß ich, was Heimat ist.

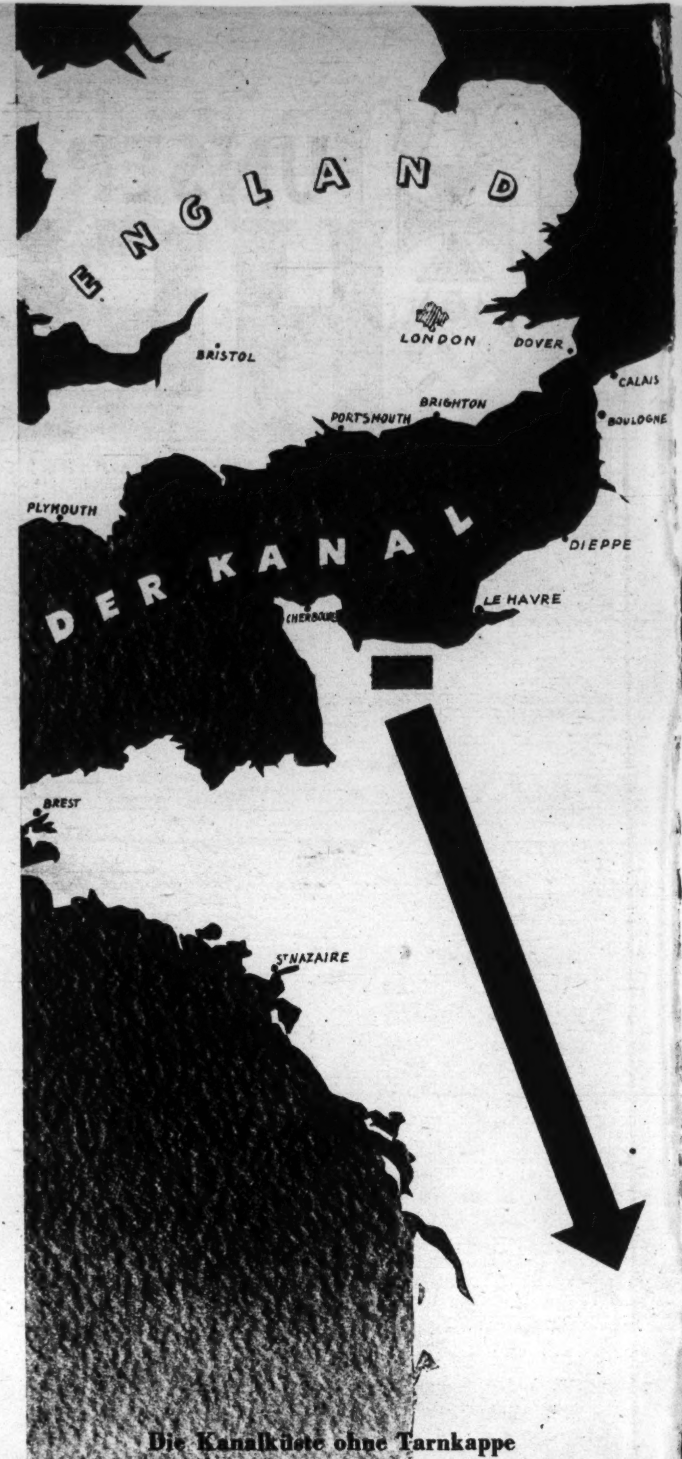
Deutschland sich so greifbar vorzustellen ist schon schwieriger. Deutschland ist ein großes Land mit, ich weiß nicht wieviel tausend Dörfern und Städten. Ich kann es mir in seinen Landschaften vorstellen: in den ostpreußischen Seen, in der hannöverschen Heide, in den schwäbischen und bayerischen Bergen, im Rheintal und im Weserland. Aber auch hier muß die Seele hinzukommen. Sie kommt meist ungerufen aus den Bildern der Geschichte. Ich sehe die Cherusker, die ich als meine Vorfahren empfinde, einmal hell leuchtend, um dann für immer unterzutauchen. Da steigen dann die Sachsen herauf, die mit ihren Königen die glänzende Reihe der großen Kaiser eröffnen, und neben den Kaisern schreiten die alten Fürsten, die so oft ihre Widersacher waren — ein Zug von strenger Hoheit und Würde. Es ziehen neue Bilder herauf, lockerer und bunter als die alten. Über der wallenden Menschenflut erscheinen einzelne Köpfe, Gesichter, und ich flüstere ihre Namen. Es ist ein langer Zug von den Cheruskern im Teutoburger Walde bis zu den Jünglingen von Langemarck und den Kämpfern von Verdun, und er ist eng vermischt und verbunden mit einem andern, der mit den schreibenden Klosterbrüdern und den Minnesängern beginnt: der große Zug des deutschen Geistes! Vielleicht müßte man sich bei solchem Anblick sehr klein fühlen. Aber dies Gefühl kommt mir nicht, ich fühle mich nicht klein, sondern erhoben; denn dies alles sind wir! Das ist Deutschland, und wir alle gehören dazu. Kann man vor diesem Deutschland anders als in stiller Andacht stehn? Kann man etwas anderes wollen, als seiner würdig sein?

Mein lieber Georg, die sogenannte Wirklichkeit ist ein flüchtiges, ein schnell vergängliches Wesen. Bestand hat nur die Überwirklichkeit, in die wir hineinleben und hineinsterben. Bald wirst Du zum achten Mal Kriegsweihnacht feiern. Dann halte Dich an das, das über die Wirklichkeit hinausreicht, so wie wir es tun werden, wenn wir Deiner gedenken und die Hände falten. Diese vor dem deutschen Schicksal gefalteten Hände — sie sind die Heimat.

Es grüßt Dich herzlichst

August Winnig

Unser Titelbild: *Kampfpause . . .*
Aufnahme von Kriegsberichter Tannenberg



Die Kanalküste ohne Tarnkappe

Im Flugzeug über der Kanal- und Atlantikküste: Unten ein friedvolles Land mit Äckern und Wiesen, Wäldern und Weiden, Dörfern und Städten, das gleiche Bild wie vor diesem Kriege, es scheint kaum etwas verändert. Aber dieses Land hat in Wirklichkeit ein anderes, verborgenes Gesicht. Es zeigte sich erstmalig bei Dieppe, als es in Sekundenschnelle feurig auflohte und den Angreifern Stahl und Feuer entgegenschleuderte, um wenige Stunden später wieder die Tarnkappe überzuziehen. Diese Tarnkappe haben wir auf dem nebenstehenden Schaubild von einem Teil der Kanal- und Atlantikküste abgezogen. Es ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der gesamten Abwehrzone West, die von der Deutschen Bucht bis zur französisch-spanischen Grenze verläuft. In ihrer ganzen Länge ist sie entsprechend ausgebaut, ist jeder Raum in den Befestigungsplan einbezogen. Netzartig aufgeteilt liegen die einzelnen Abschnitte der Abwehrfront vor uns. Scheinbar planlos stehen die einzelnen Waffen neben- und hintereinander, scheinbar ebenso planlos sind die Maschen des Netzes zusammengeknüpft. Und doch ist alles nach einem bestimmten System gebaut. Würde man die einzelnen Stellungen genau und nicht so schematisch, wie wir es auf unserem Schaubild tun mußten, auf einer Karte eintragen mit dem Feuerplan aller Infanteriewaffen, der Artillerie, der Flak usw., dann würde man sehen, daß praktisch eine tiefe Zone vor und an der Kanal- und Atlantikküste unter Beschuß genommen werden kann. Man würde weiterhin erkennen, daß die Befestigungen nicht etwa eine durchgehende Linie bilden, sondern daß die Hauptkampflinie — im Schaubild mit einem „A" bezeichnet — aus einer großen Anzahl von einzelnen Stützpunkten besteht, die, wenn erforderlich, taktisch auf sich allein gestellt sein können, im allgemeinen aber mit den Stützpunkten ringsum zusammenarbeiten. Hinter der HKL liegen die taktischen Reserven (mot.) — auf unserem Schaubild „B" — und dahinter die operativen Reserven — mit „C" bezeichnet —, die, ebenso wie die taktischen, in kürzester Frist durch ihre große Beweglichkeit an bedrohte Punkte der Abwehrfront geworfen werden können. Ein dichter Flakgürtel sperrt den Luftraum, während Vorpostenboote und Minensperren zusammen mit den Küsten- und Fernkampfbatterien die feindliche Flotte schon beim Herannahen unter schweren Beschuß nehmen können. Zeichnung: Gefr. Werner Kruse

ABWEHRZONE WEST

WAS MAN VON DEN BEFESTIGUNGEN AN DER KANAL- UND ATLANTIKKÜSTE WISSEN MUSS

VON HAUPTMANN DR. WILHELM RITTER VON SCHRAMM

Auch die Kameraden, die im Westen eingesetzt sind, haben ihren nicht leichten Dienst und eine hohe Verantwortung. Es fällt ihnen nicht ein, sich mit den Kämpfern im Osten — viele von ihnen haben ja selbst einmal im Osten gefochten — oder in Afrika zu vergleichen, aber auch sie werden von dem Bewußtsein getragen, eine notwendige Aufgabe im Rahmen der Gesamtkriegführung zu erfüllen und die Befehle des Führers zu vollziehen. Sie müssen Tag und Nacht bereit sein, Überfälle und Landungsversuche abzuwehren. Außerdem werden sie natürlich auch durch die Einflüge des Feindes bedroht. Wenn sie es auch sehr viel besser haben als etwa die Ost- oder Afrikakämpfer, so sind ihr kriegerischer Geist und ihre Kampfbereitschaft doch die alten geblieben — das haben sie bewiesen und werden sie jederzeit beweisen, wenn es von ihnen verlangt wird.

In der Zeit, da aller Blicke nach Osten gerichtet waren, hat das deutsche Westheer nicht geschlafen. Auch in den Monaten und Jahren, da unsere Führung durch große Operationen im Osten wie in Afrika in Atem gehalten wurde, hat sie keinen Tag den Westen vergessen und ihn im Rahmen eines Gesamtplans immer sorgfältig im Auge behalten. Nach ihren Befehlen und Plänen sind denn auch in aller Stille, möchte man sagen, starke und immer stärkere Befestigungen entstanden, und diese Befestigungen bilden heute das Rückgrat, das feste Knochengerüst gleichsam, unserer Abwehr im Westen. Ein nicht geringer Teil der im Westen eingesetzten Truppen ist damit Festungstruppe geworden — dies allerdings in einem neuzeitlichen, elastischen Sinne, ganz im Gegensatz zu früher. Denn heute ist ihr Einsatz durchaus nicht mehr so beschaffen, daß sich etwa ihr Leben zum größten Teil unter der Erde abspielt. — Von den Befestigungen im Westen und den Aufgaben ihrer Verteidiger sollen nun die nachfolgenden Zeilen ein ungefähres Bild vermitteln, soweit dies natürlich vor der Öffentlichkeit möglich ist.

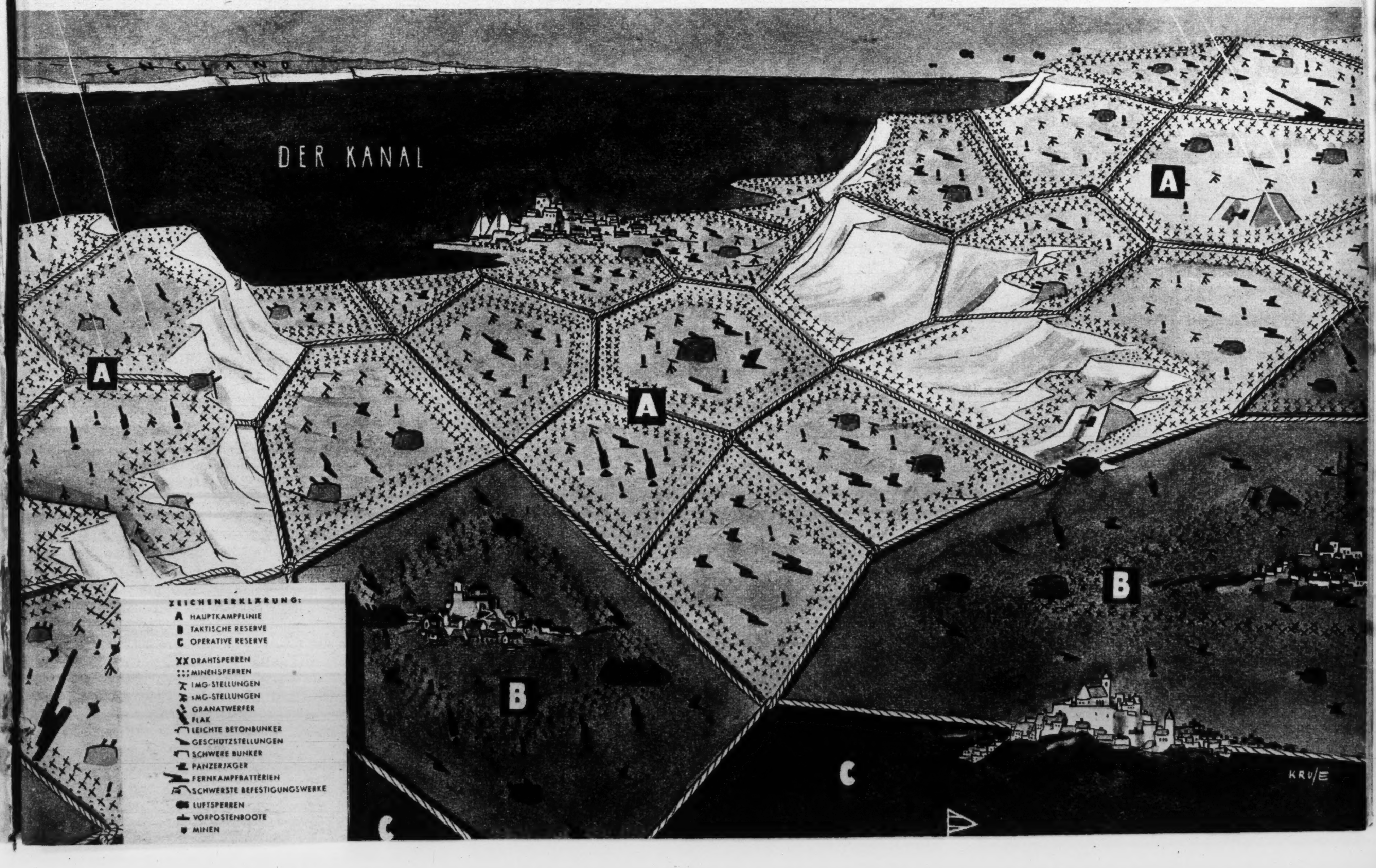
Bei dem Ausbau der Befestigungen im Westen ist man, genau so wie bei dem der Befestigungen in Dänemark, Norwegen, Griechenland und auf Kreta, von den wichtigsten zu den weniger wichtigen Aufgaben fortgeschritten. In allererster Linie galten sie natürlich der Sicherung der Häfen und der Verteidigung der U-Boot-Stützpunkte an der Kanal- und Atlantikküste. Die U-Boot-Bunker vor allem, von denen ja bereits Bilder bekannt wurden, sind so gewaltig, daß neben den U-Booten auch ganze Regimenter darin absolut bombensichere Unterkunft finden können. Die wenigen Fliegerangriffe, die bisher auf sie erfolgten, waren die besten Proben aufs Exempel. Da können die Engländer und Amerikaner auch einmal mit schweren Schiffsgeschützen klotzen, wenn sie Lust haben sollten, ihre Hochseeflotte in den Bereich unserer Küstenabwehr und starken Hafenverteidigung zu bringen.

In zweiter Linie galt es, die schweren und schwersten Küstenbatterien des Heeres und der Kriegsmarine einzubauen und bombensichere Räume für die Bedienungen, die Munition und auch die notwendigen einbetonierten Beobachtungsstellen zu schaffen. Auch das ist unterdessen in größtem Umfang geschehen. Besonders am Kanal stehen zahlreiche schwere Kanonen und Langrohrbatterien so unter Panzer und Beton, daß sie auch der schweren Schiffsartillerie des Feindes Widerstand leisten, Schlachtschiffe wirksam bekämpfen oder bis in die englischen Häfen und tief ins feindliche Festland schlagen können.

In dritter Linie waren die neuzeitlichen infanteristischen Kampfanlagen entlang der gesamten Kanal- und Atlantikküste zu schaffen. Sie wurden zunächst nur feldmäßig ausgebaut, wie sich sehr viele heutige Ostkämpfer wohl noch erinnern werden, aber dann nach einem großen einheitlichen Plan in Betonstellungen verwandelt. Auch für sie hat der Führer, genau wie am Westwall, die entscheidenden Richtlinien gegeben. Er hat dabei grundsätzlich die Forderung aufgestellt, daß auch die infanteristischen Kampfanlagen an der Küste im Westen einen sicheren Schutz selbst gegen schwere feindliche Fliegerangriffe und Schiffsgranaten geben sollen. Dieses vom Führer gesteckte Ziel ist heute so weit erreicht, daß im Angriffsfall jeder Kämpfer bomben- oder schußsicher untertreten und doch schon im nächsten Augenblick das Feuer auf einen etwaigen Angreifer eröffnen kann.

Man darf sich aber die deutschen Befestigungen im Westen nicht als eine betonierte Linie von Gräben und Bunkern vorstellen, wie sie etwa im ersten Weltkrieg üblich war. Sie vermeiden auch alle Fehler der französischen Maginotlinie. Das heißt praktisch: sie sind unter dem Gesichtspunkt gebaut, daß jeder Mann der Besatzung tatsächlich ein Kämpfer sein und die höchste Feuerkraft nach allen Seiten entfalten kann. Es gibt im Ernstfall keine leeren Befestigungsanlagen, aber auch keine nichtkämpfenden Techniker, die, wie etwa in der Maginotlinie, nur zur Bedienung von überzüchteten Maschinen notwendig wären.

Die kleinste Einheit des Befestigungssystems an der Kanal- und Atlantikküste ist das Widerstandsnest. Wer es kennt, weiß, daß hier eine Form gefunden wurde, die man geradezu als das Ei des Kolumbus bezeichnen kann. Denn da gibt es keine Scharten und hohen Aufzüge mehr, die dem geübten Auge schon auf weite Entfernung die Stellung verraten. Eine größere Anzahl von Widerstandsnestern, so angelegt, im Gelände verteilt und diesem angepaßt, daß sie sich gegenseitig flankieren, bilden dann einen Stützpunkt und damit auch eine in sich geschlossene taktische Einheit mit einem eigenen Stützpunktkommandanten. Nach den Erfahrungen, die wir im Osten gemacht haben, sind sie die eigentlichen Träger der Abwehr. Demgemäß wurden sie selbstverständlich auch zur Rundumverteidigung eingerichtet und nach allen Seiten verdrahtet oder vermint. Es versteht sich von selbst, daß sie, mit Munition und Verpflegung für größere Zeiträume bevorratet, sich im Ernstfall auch dann noch halten können, wenn sie einmal abgeschnitten werden sollten. Was im Winter 1941/42 im Osten noch improvisiert



werden mußte, ist hier also geradezu das System der Verteidigung geworden.

Die Abwehrzone im Westen verfügt aber nicht nur über Widerstandsnester und Stützpunkte, sondern auch über Stützpunktgruppen von schwerstem Ausbau, und zwar dort, wo besonders wichtige Abschnitte geschützt werden sollen. Hier nähern sich die neuen Anlagen am meisten den Bauten, die wir noch vom Westwall her kennen. Wer sie auch nur niederhalten will, muß zu einer regelrechten Belagerung schreiten.

Im übrigen hat man bei dem Ausbau der Befestigungen im Westen bei aller notwendigen Einfachheit und Einheitlichkeit in den Grundformen jedes Schema vermieden. So ist also, je nach dem Gelände und seiner Beschaffenheit, nicht nur von Panzer und Beton Gebrauch gemacht worden, sondern auch vom Felshohlbau, der sich ja schon im ersten Weltkrieg aufs beste bewährt hat. Selbstverständlich ist auch auf die Tarnung der Anlagen der größte Wert gelegt worden, und so hat man z. B. Tarnnetze erfunden, die Geschützstellungen und dergleichen in friedlichen Zeiten ganz der Fliegersicht entziehen, aber im Ernstfall in wenigen Sekunden abgeworfen und wieder angebracht werden können.

Die Befestigungen im Westen sind — das kann gar nicht genug hervorgehoben werden — unter der tätigsten Mithilfe der Truppe entstanden. Sie sind das Ergebnis einer engen Zusammenarbeit der zuständigen Festungspionierstäbe und ihrer Baueinheiten und Baubeauftragten mit den Besatzungen der jeweiligen Abschnitte. Wie im Osten der Sturmpionier, so hat sich im Westen der Festungspionier als der beste Kamerad des Grenadiers erwiesen, als der Fachmann für die besonderen Aufgaben der hier eingesetzten Truppe. Von den Festungspionierstäben sind auch die sogenannten Regelformen der kleinen und größeren Kampfanlagen entwickelt worden, das heißt erprobte Normen von Bunkern, Kampf- und Beobachtungsständen sowie von Panzerwerken, die nach einheitlichen Mustern schnell erstellt werden können. Dabei sind sich die Regimentskommandeure der an der Küste eingesetzten Infanterie darüber einig, daß auch die Organisation Todt hier Vorbildliches geleistet hat und noch leistet. Sie haben es schätzen gelernt, daß wir gerade beim Aufbau der schweren Befestigungen im Westen über eine solche hervorragend eingespielte Organisation verfügen, die private, von keinem Bürokratismus gehemmte Initiative mit fachmännischer Schulung und hohem technischem Können vereinigt, die außerdem schnell beweglich ist und überall, wo sie gebraucht wird, soldatischen und militärischen Anforderungen entsprechend eingesetzt werden kann. Viele der im Westen stehenden Kameraden haben bei dieser Gelegenheit wieder einmal die weit vorausschauende Vorsorge des Führers bewundern gelernt, auf den letzten Endes die frühzeitige Schaffung dieser Organisation zurückgeht, wenn sie auch ihre heutige Gestalt der Schaffenskraft des unvergeßlichen Dr. Todt verdankt.

Wenn man bei den Befestigungen, die seinerzeit durch den französischen Kriegsminister Maginot geschaffen wurden, noch von einer Linie hat sprechen können, so müßte heute die Festung an der Kanal- und Atlantikküste als ein dichtes Netz von Werken angesprochen werden — und zwar ein Netz, das je nach den Schwerpunkten und Landemöglichkeiten einmal sehr dicht, dann wieder lockerer gehalten wurde. Früher oder später, das heißt schon vor der Küste selbst oder dann immer wieder von neuem, muß sich in diesem Netz der landende Feind einmal fangen. Denn selbstverständlich sind die Befestigungen, auch wenn sie die Küste selber verteidigen sollen, nach der Tiefe gegliedert und so verteilt, daß sie auch starke Kräfte des Angreifers zersplittern müssen. Ihre Abwehrkraft ist durch eine erhöhte Zuweisung von schweren und Spezialwaffen, die weit über den Rahmen der sonstigen Ausrüstung etwa des Infanterieregiments hinausgehen, ganz erheblich gesteigert; sie muß den Feind besonders in seinem schlimmsten Schwächemoment, nämlich im Augenblick der Landung, empfindlich treffen.

Die Stärke der deutschen Befestigungen im Westen hat sich schon praktisch erwiesen, und zwar bei dem großen Landungsversuch bei Dieppe. Bei dieser Gelegenheit ist kein infanteristischer Stützpunkt verlorengegangen und der Feind mit seinen Panzern schon auf dem Strande blutig zusammengeschossen worden, bevor er noch das erste Drahthindernis überwunden hatte. Die Richtigkeit des deutschen Befestigungssystems im Westen hat sich dabei erwiesen. Erwiesen hat sich aber auch die Kampfkraft des deutschen Westheeres und selbst seiner jungen Divisionen, die in diesen Befestigungen eingesetzt sind. Denn selbstverständlich sind diese nur die Schale und die Truppe der Kern. Ohne diese Truppe hätte der Abschnitt von Dieppe mit seinem Hafen nicht gehalten werden können. Zu diesem Ergebnis aber führte auf der einen Seite unablässige Arbeit, auf der anderen ebenso unermüdliche Übung, die beide im Wechsel die Abwehrkraft unseres Westheeres zu ihrer heutigen Stärke erhoben haben. Hinter den Befestigungen aber stehen zum Gegenstoß oder Gegenangriff bereit die taktischen und operativen Reserven. Denn es ist klar, daß wir, unseren Kampfgrundsätzen getreu, die Abwehr im Westen nicht allein starr und passiv in einer befestigten Zone führen werden — wir erwarten vielmehr die günstige Gelegenheit, selbst zum Gegenangriff überzugehen und den eingedrungenen Feind nicht nur zurückzuschlagen, sondern auch, wo es nur sein kann, abzuschneiden und zu vernichten. Wie im Großen, so geben uns auch im Kleinen die Befestigungen im Westen, um die sich der Führer immer besonders gekümmert hat, die Freiheit zu einem kühnen und einfallsreichen Operieren.

Der Revolver eroberte Texas

Geschichten über Colt, Cowboys und Comanchen

Es bestätigt sich immer wieder, wenn wir in der Welt der Erfindungen Rückschau halten: Zahllose Rinnsale bahnen sich ihre kleinen Wege, zahllose Gedanken spielen dahin, ungezählte Hände basteln und versuchen, vieles fließt auch zusammen zu bleibender Bedeutung — aber selten sind die glücklichen Stunden, wo eine wirklich neue Idee, scheinbar ohne Stammbaum in die Welt getreten, auf Umstände trifft, mit denen sie sich zu einem umwälzenden Ereignis vermählen kann. So geschah es mit der Erfindung einer drehbaren, revolvierenden Geschoßtrommel für die Pistole, der Erfindung des „Revolvers" — und dies ist ihre Geschichte: In Texas traf der Grenzer, die Vorhut des weißen Mannes, nur auf berittene Gegner: Indianer zu Pferde. Die Hirten in der Vorfront des weißen Mannes, die Cowboys und Grenzer des weiten offenen Landes westlich des 98. Längengrades, brauchten für ihren Kampf gegen den Uranspruch der Rothäute, der ein Kampf zu Pferde sein mußte, eine neue Waffe. Wollte der weiße Mann die Überlegenheit erringen, dann brauchte er eine Waffe, die nicht nur weiter und genauer schoß als der Bogen, sondern mit der er an Schnelligkeit und Beweglichkeit dem Bogenschützen gewachsen war. Es mußte eine Waffe sein, mit der man zu Pferde und ohne Pause fechten konnte; sie mußte schneller sein als der Bogen des Indianers und weiter reichen als sein Speer. Man kannte bis dahin nur einschüssige Pistolen, die umständlich, Schuß um Schuß, zu laden waren. So wurden oft kostbare Minuten verloren, die über das Leben der Männer entschieden.

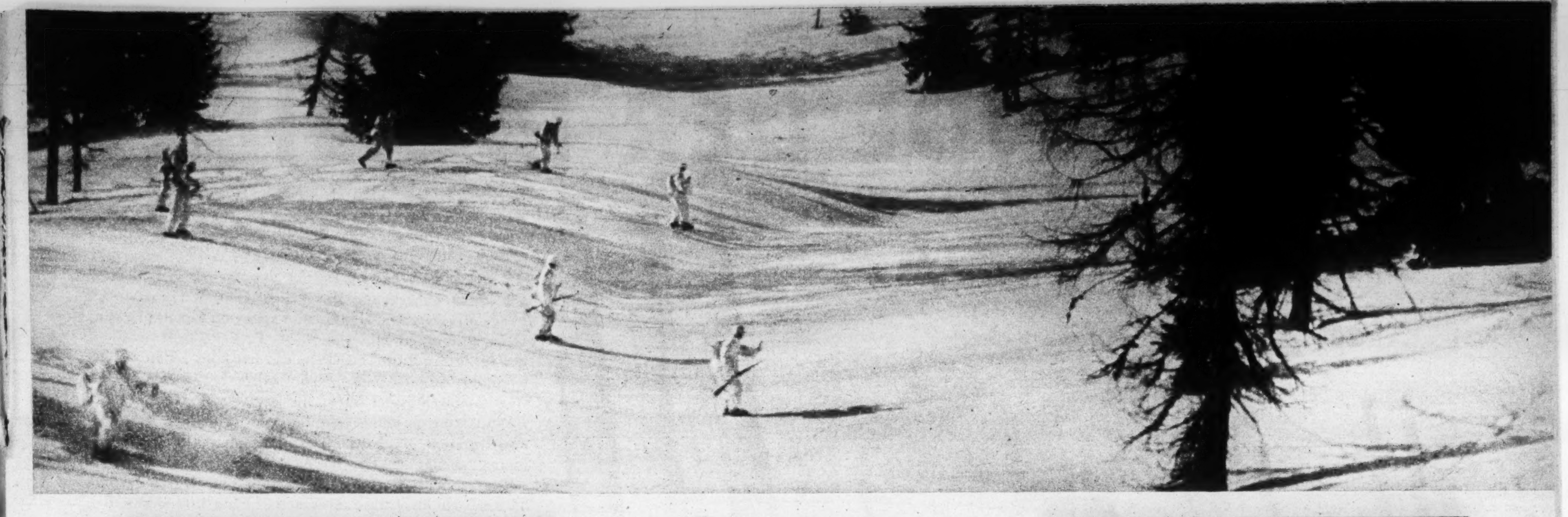
Das wußte Colt, ein junger Seemann, der 1830, 16 Jahre alt, von Boston nach Kalkutta fuhr. Auf dieser Reise bastelte er sein erstes Modell mit revolvierender Kammer in Holz. Es war just das Jahr wachsender Spannung zwischen Mexikanern und Amerikanern in Texas. Als der Aufstand in Texas ausbrach, 1835, erhielt Colt sein erstes Patent in England; 1836, im Gründungsjahr der unabhängigen Republik Texas, wurde seine Erfindung auch in Amerika patentiert. Es war, auf die Minute, der rechte geschichtliche Augenblick. 1838 begann die Fabrikation des Modells. Die nächstliegende Stelle, von der man sofort Entscheidendes hätte erwarten können, die Armee der Vereinigten Staaten, verhielt sich ablehnend gegen die Neuerung. Da geschah etwas Merkwürdiges: Ganz unerwartet kamen aus dem einsamen, 2500 Kilometer entfernten Texas, das irgendwo sich wie eine Insel aus dem Ozean gestaltete, die ersten Bestellungen. Bald nach der Aufnahme der Fabrikation, 1839, müssen die ersten Revolver schon nach Texas gekommen sein, und von allem Anfang bestanden zwischen der Waffe und diesem Lande, das eigentlich eine Welt für sich war, die engsten Beziehungen. Colt selbst nannte sein erstes Modell „Texas". Und das zweite, wahrscheinlich 1842 herausgebracht, trug den Namen des berühmten Grenzerkapitäns Walker. Dieser Mann traf in New York, wo er Waffen kaufte, mit Colt zusammen und machte eine Reihe wichtiger Verbesserungsvorschläge, die aus der texanischen Grenzerpraxis stammten.

Im Gefecht von Pedernales wurde 1844 der Revolver Colts, von den Grenzern Six-Shooter genannt, offenbar zum erstenmal in einer wichtigen Stunde gegen berittene Indianer gebraucht. Der Führer der Texasgrenzer, Kapitän Hays, war mit 14 Männern von San Antonio zu einem Spähunternehmen gegen Indianer aufgebrochen. Schon auf dem Rückweg, bemerkten sie, daß 70 Comanches sie verfolgten. In einem verzweifelten, hartnäckigen Gefecht wurden einige Grenzer und 30 Indianer getötet. Die Colts leisteten ganze Arbeit. Bald danach bewährten sich die Colts in einem noch größeren Treffen abermals aufs glänzendste.

Endlich konnten die Grenzer eine Lage ausnutzen, die sie immer gewünscht hatten, und die es ihnen erlaubte, die Indianer mit „Pulver zu verbrennen", wie es ihnen befohlen war. Die Flucht der Rothäute war so zügellos, daß sie auf dem meilenlangen Fluchtweg Bogen, Schilde und Lanzen von sich warfen. Lange danach gestand ein Comanchehäuptling, der an dem Treffen teilgenommen hatte, daß er nie wieder gegen Jack Hays und seine Grenzer kämpfen möchte; denn sie hätten einen Schuß für jeden Finger ihrer Hand; er habe die Hälfte seiner Krieger verloren, die zum Teil noch unterwegs auf dem hundert Meilen langen Rückzug zum Devil's River gestorben seien.

Die Treffen mit den Indianern wurden nun zu förmlichen Jagden, in denen die Grenzer, ihres Erfolges völlig sicher, es mit zehn- und zwanzigfacher Überzahl aufnahmen. Die Lage in Texas, die für die Endentscheidung im gesamten Präriegürtel so wichtig war, hatte sich mit einem Male völlig verändert. Die Stunde des letzten indianischen Widerstandes hatte geschlagen. Das Erfinderschicksal ließ indessen auch Colt nicht ungeschoren. Die Fabrik ging, noch ehe die großen Aufträge der Prärie hereinströmen konnten, an Zahlungsunfähigkeit ein, die Patente wurden verkauft oder vergessen — Colt schien ein erledigter Mann. Aber dann — merkwürdiges Spiel des Schicksals! Wieder wirkte es dort, wo niemand es vermutete. Die Texasgrenzer sollten Gelegenheit haben, Colt den Dank zurückzuzahlen, den sie ihm schuldeten! 1845 wurde Texas der amerikanischen Union eingegliedert. Dieser Schritt löste den Krieg mit Mexiko aus, das hier alte Besitztitel und Ansprüche verteidigte. Eine amerikanische Armee marschierte nach dem Rio Grande. Die Texasgrenzer stellten sich hier geschlossen zur Verfügung und bildeten unter Hays ein eigenes Regiment. Das Texasregiment war natürlich beritten und führte Colts Pistolen am Sattel. Jetzt erst, im mexikanischen Kriege, begründete es so recht vor aller Augen, vor dem breiten Forum der amerikanischen Öffentlichkeit, den Ruhm der neuen Waffe. Sie machte Legende. Da aber seit fünf Jahren keine Colt-Pistole mehr hergestellt worden war, machte sich bald ein empfindlicher Mangel geltend. Das Texasregiment brauchte tausend Pistolen und setzte ihren Ankauf beim amerikanischen Kommando durch. So kam die Armee schließlich doch, entgegen ihrer seitherigen ablehnenden Haltung, in die Lage, eine größere Anzahl Colts bestellen zu müssen. Man bot Colt für die 1000 Pistolen 120 000 Mark. Aber Colt hatte längst seine letzte Pistole verschenkt und konnte kein Modell mehr auftreiben. Er mußte ein neues bauen, und, wie es sich bei einem rechten Erfinder gehört, es wurde keine Kopie des alten, sondern eine abermalige Verbesserung. Mit dem Heeresauftrag in der Tasche fand er einen Fabrikanten, und mit einem Schlage wurde die Pistole in der ganzen Armee bekannt. Der Durchbruch in die Welt war gelungen. Und als nun die endlosen Wagenzüge der Pioniere auf den Trecks nach Westen zu Strömen anschwollen, war keiner der Männer, der nicht am Sattel seine Colt-Pistole hütete.

H. Reichwein



KLEINE Skifibel FÜR LANDSER

Die Heereszeitschrift beginnt heute mit einer neuen Artikelfolge, in der erprobte Ratschläge nach den Erfahrungen des letzten Kriegswinters gegeben werden. Wir beginnen heute mit acht Beispielen von der vielfältigen Verwendungsmöglichkeit der Skier, Skistöcke, Stockreifen und des „Akja", des Finnenschlittens. Über den Pionierdienst im Winter und den Bau von behelfsmäßigen Unterkünften und Garagen wird in den nächsten Ausgaben berichtet

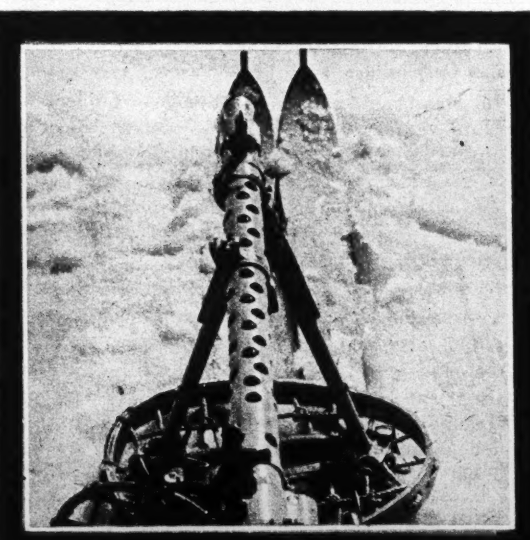
Die Aufnahmen wurden von der Abteilung Ausbildungsfilmwesen, Generalstab des Heeres, zur Verfügung gestellt



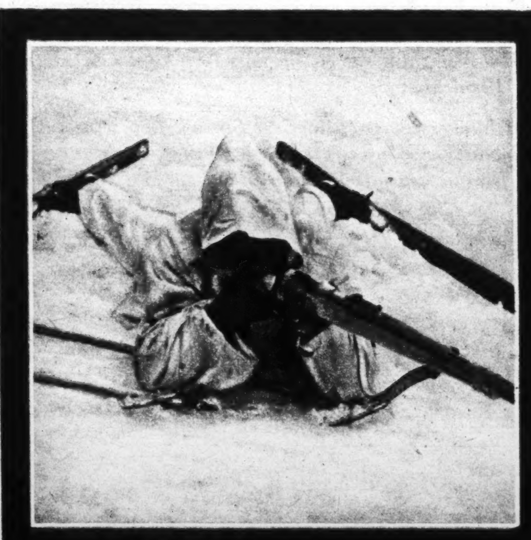
Auf die Stockgabel aufgelegt, *wird in dichtem Strauchwerk oder tiefem Schnee geschossen. Schlaufen ineinanderstecken, Spitzen einrammen!*



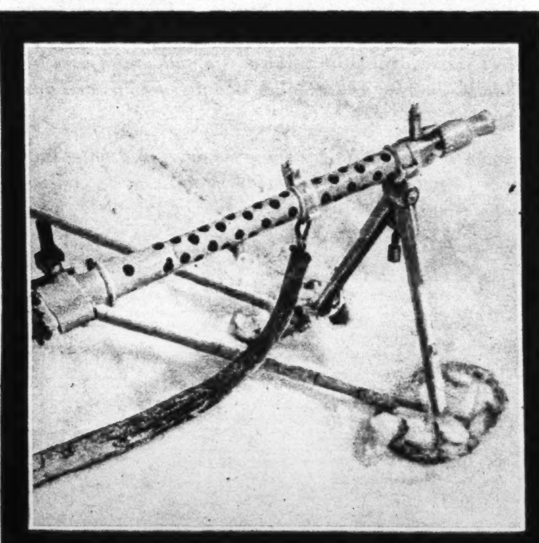
Schießen am Hang. *Der Schütze bringt sein Gewehr, seitwärts an einem Hang liegend, so in Anschlag, daß die Skier quer zum Hang stehen*



Skier als Unterlage *für das MG beim Feuern an Stelle von Reisig oder Schneetellern möglich. Das MG wird auf beide Skier gestellt und befestigt*



Aufgelegt auf die Stockteller *wird ein sicheres und genaues Schießen ermöglicht, denn die Teller verhüten das Einsinken der Ellenbogen im Schnee*



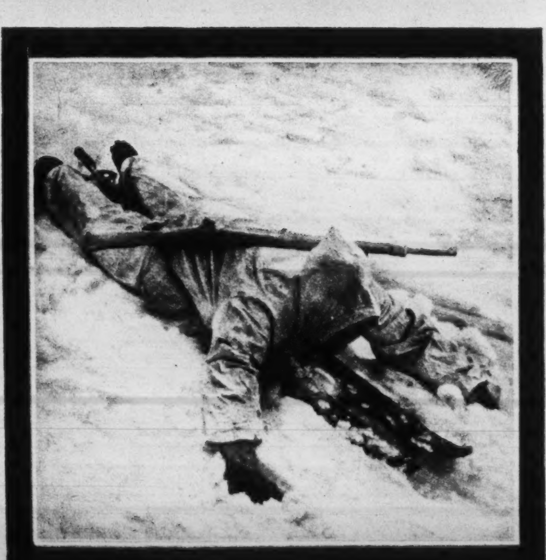
Verwendung von Schneereifen *ist beim Schießen mit dem MG unbedingt anzuraten. Schneereifen verhüten das Einsinken und geben festen Stand*



MG-Schießen vom „Akja", *dem Finnenschlitten, ist möglich, wenn eine sofortige Feuereröffnung notwendig und das MG fest im Schlitten steht*



Trage für das MG *behelfsmäßig hergestellt. Sie erleichtert die Trageweise des lMG auf weite Strecken, wobei Arme und Hände frei zu bewegen sind*



Vorarbeiten und Gleiten. *Skier zusammenkoppeln, Stöcke in die Bindung. Auf die Skier legen, wobei mit den Fäusten gezogen oder mit den Fußspitzen gestoßen wird*

DIE STUNDE DER PIONIERE



Oben: **Sekunden vor dem Sturm.** *Von einem Stoßtrupp soll der Feindbunker genommen werden. Nebelkerzen vor den schmalen Scharten nehmen dem Feind jede Sicht. Jetzt ist der günstigste Augenblick gekommen. Eine gestreckte Ladung fliegt unter den Drahtverhau; sie soll eine Gasse sprengen. Der Stoßtrupp stürmt im toten Winkel der Scharten heran, Flammenwerfer und geballte Ladungen vollenden das Werk der Vernichtung*

Unten: **Dieser Bunker ist verloren . . .** *An den geschlossenen Bunkerscharten bringt der Sprengtrupp seine Ladung an, geht in Deckung. Der Boden zittert und dröhnt unter den Detonationen. In die gesprengten Scharten zischt der vernichtende Glutstrahl des Flammenwerfers. Ist er erst einmal zum Einsatz gekommen, dann gibt es für die Bunkerbesatzung keine Rettung mehr*

Aufnahmen der Kriegsberichter Slapek und Kintscher



VON OBERLEUTNANT KARL-HEINZ MENDE

Wir warten und starren in den Nebel, der drüben gegen den wachsenden Morgen aufzieht. Wir warten. . . . Lange Minuten. Die Hände sind naß vom Tau der Gräser. Dann zerreißt plötzlich das harte Tacken von Maschinengewehren die Stille. Stimmen werden laut, reden durcheinander, minutenlang. Dann wieder Schweigen. Wir starren durch die Gläser, bis die Augen tränen. Bis wir aufatmend sehen: ein lohender Flammenstich, aus unsichtbarem Maul da vorne gegen den Feind gespien, immer wieder gegen Beton gespien; und eine pechschwarze Wolke wächst auf gegen den Horizont und breitet sich über diese glimmende Erde hin, deren Bereich wir mit allen unseren Sinnen zu erfassen suchen. Ging alles glatt da vorn? Das weitere Kampfgeschehen gibt die Antwort.

Zuerst deutsche Laute, klar, knapp, zwingend — Befehle! Danach, in ein kurzes Schweigen hinein, eine Detonation, und mit aufschreiendem Schmerzgeheul eine weitere; dann mehrere. „Das sind Handgranaten!" sagt einer von uns, der durch das Glas den Stoßtrupp beobachtet. „Jetzt noch die Sprengung am Bunkereingang . . ."

Ja, dann muß es geschafft sein! Aber jetzt ist nichts mehr zu hören, nur Stimmengewirr. Und dann eine grüne Leuchtkugel, die durch den Qualm nach oben peitscht, aufstrahlt wie eine flüchtige Sternschnuppe und fällt. Da kommt der Befehl des Grenadierleutnants links von uns: „Auf, marsch!" Die Silhouetten der Stoßkompanie ragen auf und verschwinden im dampfenden Dunst des aufgewühlten Morgens.

*

Das ist der Blick auf ein Abenteuer des modernen Krieges. Eine Variation des großen Zweikampfes: Stoßtrupp gegen Bunker. Und der Stoßtrupp sind Pioniere, dem Feind nahe bis an seine Kehle. Ein Dutzend Herzen nur erlebt in der Tat, auf was wir sahen, warteten und hofften. Ein Dutzend deutsche Soldaten kam drüben aus dem Unsichtbaren als Flamme, Vernichtung, unwiderstehliche Gewalt. In heißer Tat! Und das Gesicht der Tat?

Im Steinbruch zuerst. Die Pioniere standen, wie Monteure vor der Gefahr einer schweren Arbeit behangen mit Geräten, gewappnet, geschützt, jeder mit anderer Waffe, doch nur mit der nötigsten. Sie rauchten eine Zigarette und hatten die Pistole noch im Stiefelschaft. Ihre Bewegungen ruhig, sparsam; sie sprachen nur Stichworte. Dann das letzte Wort: „Los!"

Im Sprung aus der Deckung waren sie dann plötzlich Verwandelte. Wachste, gespannteste Energie, Willen, Kraft. Sie sprangen zusammen, als seien sie eine Muskel und eine Sehne. Und sie haben auch nur ein Herz: Ran! Die beiden Flammenwerfer, die Sprengtrupps, die Handgranatenwerfer und Maschinengewehrschützen — und dahinter, noch verhaltend und später springend, der Reservetrupp. Eine Kampfgruppe für sich mit den schwersten Nahkampfwaffen, jeder Lage des Gefechtes gewachsen. Die Sprengtrupps: Mit Ladungen gegen jedes Hindernis bis zum Gegner, bis zum „Weißen in seinen Augen", für das Drahthindernis, für alle Drahthindernisse, für die Scharte des Bunkers und für seine Eingangsöffnung. Für jede Aufgabe ein anderer, denn der Angriff greift mit seinen Funktionen ineinander, und jeder kann nur ein Zahnrad sein in der lebendigen Maschine, die sich unaufhaltsam vorwärtsschiebt. Das letzte Wort des Stoßtruppführers: „Hannes, diesmal aufpassen!" Der besann sich nicht: „Kommt nicht wieder vor, Herr Leutnant!" Beim letzten Angriff wurde ihm der Flammenwerfer zerschossen, weil er sich nicht tief genug in seinen Granattrichter geduckt hatte.

Dann waren sie gesprungen, und wir konnten nichts tun als warten. Warten und am Ablauf des Geschehens, wie es sich uns darbot, nachrechnen, was da vorn geschah. Die Theorie eines Stoßtruppunternehmens kennt jeder Pionier . . . Nebelhandgranaten, daß man ungesehen ans erste Hindernis kommt, und denen nach im Sprung. Die gestreckte Ladung zuerst. Vor dem Hindernis volle Deckung in Granattrichtern oder was man so Deckung nennt, bis vom Hindernis das „Brennt!" des ersten Sprengtrupps aufschrillt. Beine anziehen und festpacken, was die Hände halten. Mit der Detonation springt wie ein Mann der gesamte Trupp durch die Lücke im aufgerissenen Hindernis, springt und verteilt sich in neuer Deckung in die von Granaten umgepflügte Erde. Dort muß der Stoßtrupp fertig bereitliegen zum entscheidenden Vorstoß, jeder Mann so, wie

er als einzelnes Glied dieses Kampfkörpers zuschlagen muß, aufreißen muß, vernichten muß. Jede Verfehlung bedeutet Krise, in dieser Lage Vernichtung. Bis zur ersten Sprengung am Hindernis ist der Feind ahnungslos. Er soll und muß es sein. Der geworfene Nebel macht ihn stutzig, aber er sieht nichts und weiß deshalb nichts. Erst mit der Stichflamme der Detonation hat er sein Ziel. Die springenden Pioniere müssen schneller sein als der richtende Feind im Bunker; vor dem ersten gezielten Schuß müssen sie wieder in der Erde verschwinden. Und sie müssen zugleich richtig liegen: die Flammenwerfer am weitesten nach vorn, danach die Sprengtrupps, neben allen aber die Schützen und die Werfer mit den Handgranaten, die niederhalten, was sich feindwärts regt. Von dieser Ausgangsstellung rollt der Angriff in seiner letzten Phase gegen den Bunker. Die Flammenwerfer springen vor, springen an gegen den in höchster Abwehrbereitschaft feuernden Bunker und jagen die ersten Flammenstöße gegen den Feind, die Schützen und Handgranatenwerfer geben Feuerschutz. Der Flammenwerfer frißt sich mit jedem Stoß näher an sein Ziel, bis seine Flamme die Schußscharte des Bunkers faßt und zerstört, was sie trifft. Der Feind im Bunker ist ohnmächtig in seiner Deckung und muß die Scharte schließen. Diese Sekunden brauchen die Sprengtrupps für ihr Vorgehen. Sie vollenden das Vernichtungswerk. Einer sprengt die Scharte, der andere den Eingang und öffnet den Weg in das Innere des Bunkers. Wenn dann die feindliche Besatzung ihre Stunde noch nicht begriffen hat, tut eine gut gezielte Handgranate das übrige. Der Bunker ist ausgeschaltet, die Fäden der feindlichen Abwehr sind zerrissen. Die Leuchtkugel des Stoßtruppführers gibt der nachfolgenden Infanterie das Zeichen zum Sturm durch die Bresche. Der Durchbruch ist vollendet. Der Stoßtrupp ist geballtes Leben, er muß geführt werden!

So war es in Wirklichkeit; der verwundete Leutnant berichtet: „Wir haben den Draht nicht gesprengt, sondern zerschnitten. So kamen wir unbemerkt durch das Hindernis und fanden mehr Zeit zur Bereitlegung vor dem Bunker." Und er berichtet weiter: „Auf einmal waren die Sowjets wach, es war schwer, wir mußten einen Scheinangriff starten, um den Flammenwerfer aus dem Loch zu bekommen. Alles andere dann — altes Programm!" Und weiter: „Übrigens, hinterm Bunker haben wir die Ladung eingespart, die Sowjets öffneten selbst. Ihr wißt, wie sie immer herauskommen, bleich, zitternd und einige immer schmerzverzerrt, zum Steinerweichen, — die dem Flammenwerfer im Wege waren ..."

Das ist die Stunde der Pioniere im Angriff. Wo hielt jemals ein Feind ihnen stand? Die Namen der Bastionen bezeichnen ihren Kampf: Maginot, Metexas, Stalin. Dazu die Festungen überall: Tobruk, Sewastopol, Stalingrad. Und überall, wo die Erde heiß war vom deutschen Angriff. Immer dort waren einmal Pioniere im Kampf.

Leutnant Reino Korpi

Arvo Pekonen, ein finnischer Soldat und Kriegsberichter, zeichnet seinen deutschen Kameraden zum erstenmal das Porträt eines heldenhaften Kämpfers seines Volkes

„Dann bemerkte ich plötzlich in einer Entfernung von etwa 20 Meter einen sowjetischen Oberst auf einem Schimmel, mit einem langen Säbel an der Seite, der auf mich mit seiner Naganpistole zielte. Aber der Schuß ging fehl, und gleichzeitig habe ich meine Pistole abgedrückt. Der Mann fiel vom Pferde. Einmal ging die Kugelserie eines Schnelladegewehres zwischen meinen Beinen hindurch, ich aber blieb unverletzt. Ein anderes Mal lehnte ich mich an eine dünne Birke, die plötzlich von einer aus kurzer Entfernung abgeschossenen Nagankugel zersplitterte, so daß ich von dem Luftdruck noch ein paar Tage lang Ohrensausen hatte."

Es ist, als ob man den spannenden Abenteuerroman eines halbwüchsigen Jungen liest, wenn man die Erzählungen des neuen Mannerheimkreuz-Trägers, Leutnant Reino Kalervo Korpi, hört, und von dem, was ihm bei dem tollen Vorwärtsstürmen und auch später noch passiert ist, wobei dieser kaltblütige Soldat vom Swir mit seiner Kompanie oft in eine äußerst schwierige Lage geriet.

„Einmal war er sogar nahe daran, mit ein paar Männern einen ganzen Panzerzug zu erobern, wurde aber dabei vom Feind umzingelt und war gezwungen, auf sein so gut begonnenes Unternehmen zu verzichten. Als er die Umzingelung durchbrach, vernichtete er mit seiner Kompanie eine ihm in den Rücken gefallene feindliche Gruppe von mehreren hundert Mann bis auf den letzten." So berichtet der offizielle Tagesbefehl im Zusammenhang mit seiner Nennung über das tollkühne Unternehmen, das nur ein unerschrockener Draufgänger mit seinen ebenso kaltblütigen Kameraden ausführen konnte.

„Ich hatte etwa 40 Mann bei mir", erzählt er selber von dieser Begegnung. „Wir hatten gerade die Murmanbahn erreicht und waren hinter dem Bahndamm in Stellung gegangen, von wo aus wir den Bolschewisten auf der anderen Seite des Bahndammes Eierhandgranaten ins Genick warfen, da nahte ein feindlicher Panzerzug. Das war eine Beute, auf die sich ein Angriff lohnte. Als der Zug vorbeifuhr, sprang ich auf, und ein Offizier folgte meinem Beispiel. Wir hatten die Absicht, den Zugführer und den Heizer zu erschießen und uns auf diese Weise des Zuges zu bemächtigen. Aber unglücklicherweise mißlang unser Sprung. Der Zug fuhr wohl doch zu schnell, so daß wir uns nicht festhalten konnten, wir fielen herunter. Auf dem Bahndamm stehend, fingen wir dann an, auf die dort befindlichen Sowjets zu schießen. Die Bolschewisten hatten sich gerade zum Essenfassen angestellt. Als uns aber der Obersergeant mit der Schnelladepistole unter dem Arm zu Hilfe kam, wurde nichts aus dieser Mahlzeit der Bolschewisten, doch nun wurde es auch für uns eilig."

Das Ende der Geschichte war jedoch, daß der Leutnant mit seiner Mannschaft die hier angetroffene sowjetische Waldabteilung verfolgte. Er vernichtete dabei etwa 400 Sowjets und machte 100 Gefangene. Die eigenen Verluste betrugen nur fünf Verwundete. Anfangs hatten die Soldaten wegen ihrer zu geringen Anzahl etwas gezögert, einen offenen Angriff auf eine so große Übermacht zu eröffnen, aber dann packte sie der Wagemut. Die Bolschewisten wurden vernichtet. Ihren Anführer, einen Oberst, führte das Schicksal ausgerechnet Leutnant Korpi in den Weg, der ihn in einem regelrechten Zweikampf wie zu Friedenszeiten liquidierte.

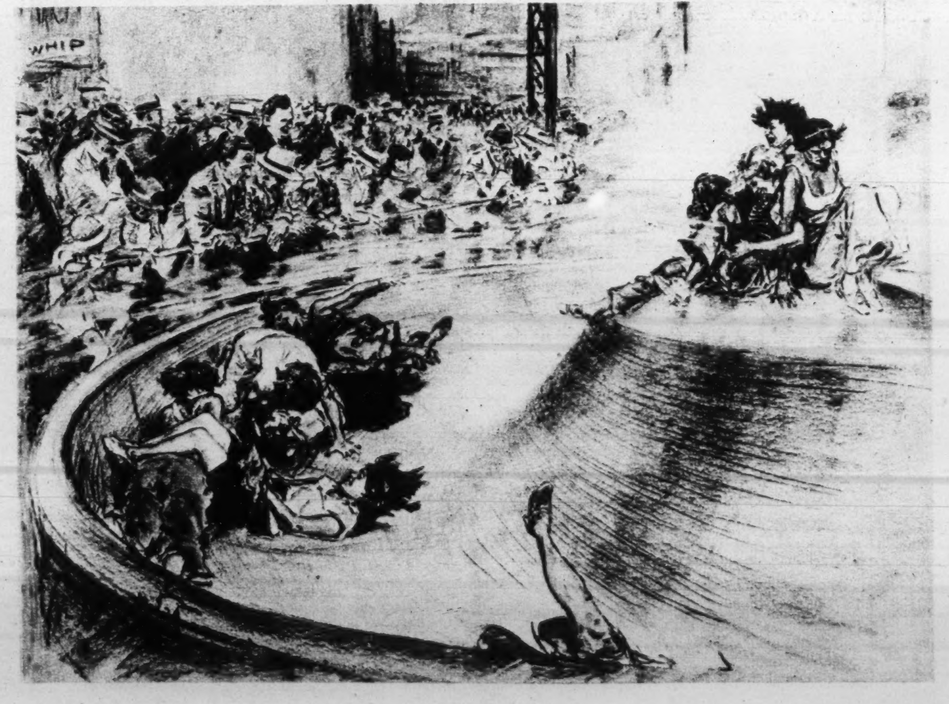
Auch sonst hat Leutnant Korpi dem Feinde schon häufig Auge in Auge gegenübergestanden. Während der Einnahme von Änislinna hörte er einmal, als er einen Fußweg entlang ging, hinter sich in scharfem Ton „ruki werch" (Hände hoch). Blitzschnell wandte sich der Leutnant um und griff zur Pistole. Gleichzeitig bemerkte er hinter einem Baum einen Bolschewisten mit einem Schnelladegewehr im Anschlag. Eine Minute lang ließen sie sich nicht aus den Augen. Jeder beobachtete die kleinste Bewegung des anderen. Dann warf der Bolschewist plötzlich seine Waffe weg und hob die Hände. Leutnant Korpi hatte wieder einmal die besseren Nerven gehabt. Von ganz anderer Art aber war der Erdloch-Bolschewist, den Korpi aufforderte, sich zu ergeben. Der Mann hob auch seine Hände hoch, aber im selben Augenblick zog er eine Handgranate unter seinem Kinn ab, so daß der Kopf zerschmettert wurde.

Viel hat Leutnant Korpi, dieser tüchtige Soldat, geleistet, bevor er sich das Mannerheimkreuz verdiente, einen Orden, der nur dem Tapfersten verliehen wird. Aber tüchtige Soldaten sind auch seine Männer. Es mag hier ein Beispiel von den schweren, viele Wochen dauernden Kämpfen um Weihnachten 1941 erzählt werden, als die Bolschewisten eine Gegenoffensive in Annus unternahmen.

Man lag im Schnee dem Feind gegenüber, nur einige Dutzend Meter voneinander entfernt. Leutnant Korpi versprach jedem Mann seiner Kampfgruppe, der von der anderen Seite ein sowjetisches Maschinengewehr „evakuieren" könne, 14 Tage Weihnachtsurlaub. Das gegenüberliegende feindliche Bataillon hatte sechs Maschinengewehre. Fünf von Korpis Leuten erhielten den Urlaub. Einer holte sogar zwei Maschinengewehre von der anderen Seite, so daß das feindliche Bataillon nur eines mehr hatte.

DAS TEUFELSRAD in der Ballistik

Daß die Artilleristen von heute nicht mehr wie einst die Jünger der heiligen Barbara beim Schießen über den Daumen peilen, wissen auch die Soldaten der anderen Waffengattungen. Es muß erst viel und schnell gerechnet werden, bevor das Geschoß das Rohr verläßt. Da sind die Schießtabellen mit ihren verschiedenen Faktoren, den Richtungswerten, der Ladung und dem Geschoßgewicht, da spielen auch die atmosphärischen Bedingungen eine große Rolle, vor allem der Luftdruck und die Luftdichte. Nicht so einleuchtend und eigentlich überraschend aber ist die Tatsache, daß auch der Kompaß, mit anderen Worten die Himmelsrichtung, in die der Schuß abgegeben werden soll, ihren ganz bestimmten Einfluß ausübt. Denn das Unwahrscheinliche ist Tatsache: nach Osten schießt man, gleiche Pulverladung vorausgesetzt, weiter als nach Westen! Und der Beweis? Nun, unsere Erde dreht sich bekanntlich im Laufe eines Tages einmal um ihre Achse, und zwar — das ist wichtig — von West nach Ost. Mit ihr vollführen natürlich auch alle Körper auf der Erdoberfläche die gleiche Kreisbewegung um die Erdachse. Wer einmal das sogenannte Teufelsrad auf dem Jahrmarkt betreten hat, weiß aus Erfahrung, daß die Kreisbewegung dem Körper eine nach außen gerichtete Fliehkraft mitgibt, die ihn von der Scheibe oder in unserem Falle von der Erdoberfläche fortzuschleudern sucht, also der Anziehungskraft der Erde entgegenwirkt und ihn selbst dadurch leichter macht. Diese Fliehkraft ist natürlich um so größer, je rascher die Eigenbewegung in Richtung der Erdbewegung erfolgt. Auf unser Teufelsrad übertragen heißt das: läuft man selbst auf dem Teufelsrad in Fahrtrichtung, und zwar schneller als die Kreisbewegung des Rades erfolgt, so wird man leichter, da sich die Fliehkraft erhöht, rennt man aber gegen die Fahrtrichtung des Teufelsrades an, so vermindert sich die Fliehkraft und man wird schwerer. Dasselbe gilt nun für das Schießen der Artillerie. Schießt man mit einem Geschütz ostwärts, so wird das Geschoß eine verstärkte Fliehkraft erfahren, also merklich leichter werden und entsprechend weiter fliegen; schießt man nach Westen, also der Erdbewegung entgegen, so vermindern sich Fliehkraft und Schußweite. Die Wissenschaft hat für diese Erscheinung ihre besondere Bezeichnung, man spricht dabei vom „Eötvös-Effekt". Wohlgemerkt, es handelt sich dabei nicht um eine theoretische Spitzfindigkeit der Physiker, sondern um einen durchaus merklichen Einfluß und eine kontrollierbare Tatsache. Bei einer Anfangsgeschwindigkeit von 1000 Meter in der Sekunde und einem Abgangswinkel von 45 Grad ändert sich in unseren Breiten die Schußweite um rund 200 Meter. Wie es aber von Bedeutung ist, ob wir auf dem äußersten Rande des Teufelsrades sitzen oder uns mehr im Mittelpunkt aufhalten, so wäre auch am Äquator die Zunahme der Schußweite am stärksten, würde also mehr als 200 Meter betragen, am Nordpol hingegen gleich Null sein.



Ihr schreibt – wir antworten

Kürzlich kamen die Leiter der Bezirksstellen des Reichsstudentenwerkes zu einer Arbeitstagung zusammen. Und wie immer, wenn sich alte Bekannte und Arbeitskameraden treffen, fragte man nach dem Wohlergehen, nach der Arbeit usw. Das Besondere auf dieser Tagung aber war, daß man auf die Frage „Was macht die Arbeit?" überall die gleiche Antwort hörte, unterstrichen durch eine Handbewegung, die soviel besagte wie: Bis an den Hals stecken wir drin! Und darauf bei allen die teilnahmsvolle Frage: „Unser Heer?" — „Ja, Unser Heer!" lautete die von Kopfnicken begleitete Bestätigung. Die Szene wird sofort verständlich, wenn wir dazu bemerken, daß das Reichsstudentenwerk auf den in Folge 15 unserer Heereszeitschrift veröffentlichten Aufsatz über die Berufsfragen der Studenten mehr als 5000 Anfragen von der Front bekommen hat, dabei sind die noch nicht mitgezählt, die direkt an uns gerichtet waren und von uns weitergeleitet wurden. Natürlich ist das Reichsstudentenwerk ebenso wie wir über das große Interesse und den tausendfachen Widerhall, den unser Aufsatz bei euch draußen gefunden hat, erfreut und nimmt die Mehrarbeit gern auf sich, denn es sieht es ja als seine vordringlichste Aufgabe an, auch jenem Soldaten an der Front, der Student ist oder die Absicht hat, zu studieren, mit Rat und Tat zu helfen. Dies ist natürlich nur ein Beispiel. Bei den anderen Aufsätzen in unserer Reihe „Was wird aus mir?" war der Widerhall gleich groß, so z. B. bei dem Aufsatz des Reichshandwerkmeisters, des Reichsbeamtenführers und dem über die Kaufmannsberufe. Auch diese Dienststellen sind selbstverständlich gern bereit, Auskünfte und Rat zu erteilen, und haben es auch schon in Hunderten von Fällen, die sich auf unsere Aufsätze bezogen, getan. So versinken die zuständigen Bearbeiter in einem Meer von Anfragen. In diesem papiernen Meer von Frontbriefen, das sich auch über uns mit jeder Post ergießt, schwimmt natürlich nach wie vor auch manches liebe Mädel herum, d. h. leider nur bildlich gesprochen, denn es handelt sich mal wieder um diese oder jene „tolle Frau" in Folge soundso. Um auch euch über den Zeigerstand des Geschmacksbarometers zu unterrichten, werden wir in einer der nächsten Folgen die meist umworbenen Mädchen noch einmal im Bilde vorführen — damit ihr im Bilde seid!

In diesem Zusammenhang denken wir aber auch an die „Innenarchitekten", die scherenführenden Vorstände der Bunker-Verschönerungsvereine, die sich mit Eifer auf jedes Bild stürzen, das wert ist, in der wohnlich ausgeschmückten Unterkunft seinen Platz zu finden. Sie vergessen dabei, daß jedes Ding zwei Seiten hat. Denn — so paradox das klingen mag — auch die Seite hat zwei Seiten, die Zeitungs- oder Zeitschriftenseite nämlich. Wo die Schere des Bildjägers auf der einen Seite den wohlgeformten Rundungen einer schönen Frau mit elegantem Schnitt folgt, schneidet sie auf der anderen Seite den roten Faden einer spannenden Erzählung mitten durch. Also sei den Verschönerungsräten verständliche Rücksicht auf die Rückseite empfohlen! Das schöne Bild wird auch dann noch ebenso nett die Unterkunft schmücken, wenn die Heereszeitschrift von allen gelesen ist und niemand mehr etwas dagegen hat, daß sie „ausgeschlachtet" wird.

Zu einem schönen Wandschmuck gehören aber auch farbige Bilder. Als eine besondere Weihnachtsgabe sollt ihr sie bekommen. Zusammen mit unserem Weihnachtsheft, der Folge 26, werden zwei Vierfarbendruckbilder im Format unserer Zeitschrift ausgegeben, außerdem zwei einfarbige Bilder in gleicher Größe. Was darauf zu sehen ist? Nun, laßt euch überraschen! Sie werden euch bestimmt gefallen. Und die leuchtend frischen Farben werden das ihrige hinzutun, um eure Unterkunft wohnlicher und vielleicht auch ein bißchen behaglicher zu gestalten.

HIER WIRD GEKNOBELT

Von Ahausen nach Dingskirchen

Zwei Freunde treffen sich in Ahausen. Beide wollen nach Dingskirchen. Dingskirchen liegt von Ahausen 40 Kilometer entfernt. Der eine — nennen wir ihn Knix — ist zu Fuß. Der andere, Knax, hat sein Fahrrad bei sich.

Knax sagt: „Ich werde mit dir zu Fuß gehen und das Fahrrad schieben." Knix sagt: „Nein, das wirst du nicht tun. Du wirst die erste Stunde fahren, während ich mich zu Fuß auf den Weg mache. Nach einer Stunde stellst du dein Rad irgendwo am Weg unter und gehst zu Fuß weiter. Nachher werde ich das Rad nehmen und eine Stunde fahren. Und so wechseln wir ab, bis wir am Ziel sind. Wir kommen so eher in Dingskirchen an, als wenn wir beide zu Fuß gingen." Stimmt das? Man sollte meinen, Knix irrte sich. Denn schließlich muß doch der ganze Weg zu Fuß gemacht werden, zur Hälfte von Knix, zur Hälfte von Knax. Wir setzen dabei voraus, daß ein Fußgänger in der Stunde 5, ein Radfahrer 10 Kilometer zurücklegt. Wie denkt ihr über den Fall?

Von Ahausen nach Dingskirchen: Wenn die beiden zu Fuß gehen, sind sie 8 Stunden unterwegs. Wenn sie aber nach dem Vorschlag von Knix abwechselnd gehen und fahren, so kommen sie bereits nach 6 Stunden gemeinsam in Dingskirchen an, obwohl jeder von ihnen die Hälfte des Weges zu Fuß zurücklegt.

Wer ist belesen?

Wie heißen die Verfasser nachstehender Werke der Literatur?

Ein Bruderzwist in Habsburg — Der Meineidbauer — Einen Jux will er sich machen — Don Juan und Faust — Segen der Erde — Sylvester von Geyer — Bilder aus der deutschen Vergangenheit — Appelschnut — Die Schriften des Waldschulmeisters.

Die Anfangsbuchstaben der Autorennamen nennen einen bayrischen Volksschriftsteller.

Tierkunde

Ein Keiler ist ein Borstenvieh,
Man nennt ihn auch ein Wort mit „i".
Ob man im „a" ihn noch kann jagen,
Wird euch gewiß ein Nimrod sagen.

Zwei Feststellungen

Gewöhnlich wird's so sein, daß „s" sich lieben.
Wer sich mit „r" bekämpft, lebt nicht im Frieden.

Silbenrätsel

Aus den nachstehenden 39 Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die drei Säulen der Wehrmacht ergeben:

an — au — bahn — bau — be — de — dow — e — ei — ent — fan — ge — ge — gen — gen — goon — griff — hau — il — in — ka — ka — lak — ma — me — men — rad — ran — rauh — reif — rie — rü — scha — sen — ta — te — wart — wurf — zahl.

1. Alter, erprobter Krieger . . . .
2. Stockwerk . . . .
3. Für den Nachschub wichtige Tätigkeit in besetzten Gebieten . . . .
4. Stadt in Burma . . . .
5. Waffengefährte . . . .
6. Berggeist . . . .
7. Stadt in Thüringen . . . .
8. Planzeichnung . . . .
9. Zeitbegriff . . . .
10. Berliner Bildhauer . . . .
11. Von den Japanern eroberte Stadt in Malaya . . . .
12. Beste Art der Verteidigung . . . . . .
13. Frostgebilde . . . .
14. Die Königin der Waffen . . . .

Auf einer Bergstraße

Ein großer Fels ist „r" jüngst in den See,
Zum Glück war kein Passant dort in der Näh'.
Seitdem ist „t" mit Balken diese Stelle,
So gibt's kein Unglück hier auf alle Fälle.

WER HAT'S GERATEN?

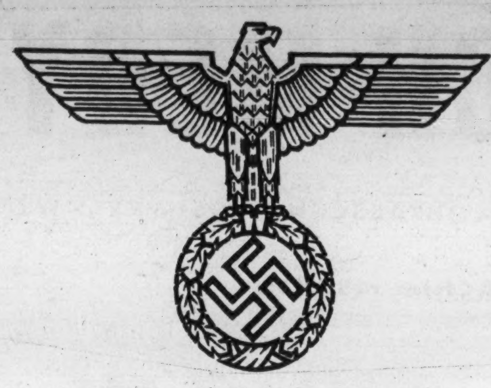
Auflösungen aus der vorigen Folge

Raten und Rechnen:

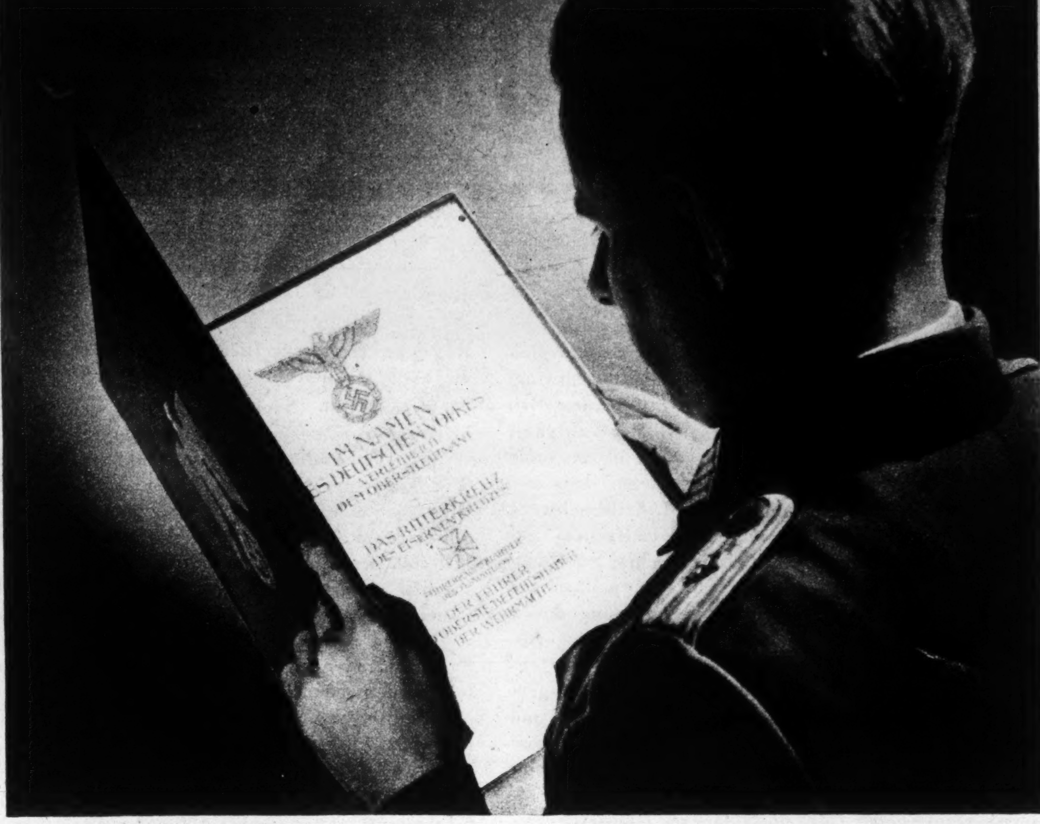
288	:	4	=	72
—		×		:
96	:	8	=	12
192	:	32	=	6

Erdkunde — vorgesetzt: Rorschach, Ettal, Cambridge, Kanton, Lausitz, Indiana, Namur, Geithain, Holstein, Agram, Utrecht, Schanghai, Eibsee, Nassau. — Recklinghausen.

Kreuzgitter: Arno, Karo, Neun, Amme, Guatemala, Oese, Ofen, Fett, Elk, Blaubeere, Orter, Tier, Aula, Rossitten, Sais, Bai, Eifel, Semikolon, Ober, Gast.



IM NAMEN DES DEUTSCHEN VOLKES



RITTERKREUZTRÄGER

Oberst Hermann Barnbeck, Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Obergefreiter Paul Becker, Richtkanonier in einem mot. Artillerie-Rgt.

Obergefreiter Gustav Bergmann, in einem Grenadier-Regiment

Oberleutnant d. R. Reinhard Beyer, Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Oberst Lothar von Bischoffshausen, Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Rgts.

Oberst Hellmuth Böhlke, Kommandeur eines Grenadier-Regiments



EICHENLAUBTRÄGER
Generalmajor
Bruno Ritter von Hauenschild,
Kommandeur einer Panzer-Division
als 129. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberstleutnant Gustav-Adolf Bruns, Kommandeur eines Panzergrenadier-Rgts.

Oberstleutnant Alexander Conrady, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Hauptmann der Schutzpolizei, ϟϟ-Hauptsturmführ. Wilh. Dietrich, Bataillonsführer in einem ϟϟ-Pol.-Schütz.-Rgt.

ϟϟ-Hauptsturmführer Hans Dorr, Kompaniechef in einem ϟϟ-Infanterie-Rgt.

Feldwebel Albert Dressel, Zugführer in einer Panzer-Abteilung

Hauptmann Alfred Eidel, Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Obergefreiter Fritz Faust in einem Grenadier-Regiment

Oberst Heinz Furbach, Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberst der Schutzpolizei ϟϟ-Standartenführer Otto Gieseke, Kommandeur eines ϟϟ-Pol.-Schützen-Rgts.

ϟϟ-Oberführer Herbert Gille, Kommandeur eines ϟϟ-Artillerie-Regiments

Hauptmann Herbert Gomille, Abteilungskommandeur in einem Panzer-Rgt.

Generalmajor Alexander von Hartmann, Kommandeur einer Infanterie-Division

Hauptmann d. R. Hermann Heitmann, Abteilungsführer in einem Artillerie-Rgt.

Major Götz Helms, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Major d. R. Richard Henze, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberst Alfred Hermann, Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberleutnant Klaus Hilgemann, Chef der Infanteriegeschütz-Kompanie eines Grenadier-Regiments

ϟϟ-Rottenführer Hans Hirning, Schütze in einem ϟϟ-Totenkopf-Inf.-Regiment

Major d. R. Bernhard Hofmann, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberleutnant Hans-Henning Ivers, Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Generalleutnant Erwin Jaenecke, Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberfeldwebel Emil Kaminsky, Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberleutnant d. R. Heinz Kirsche, Kompanieführer in einem Pionier-Bataillon

Major Wilhelm Knetsch, Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberfeldwebel Johann Kochanowski, Zugführer in einer Sturmgeschützabteilung

Hauptmann Wolfgang van Kranenbrock, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberfeldwebel Ernst Kruse, Zugführer in einem Panzergrenadier-Rgt.

Oberfeldwebel Gustav Krutemeier, Zugführer in einem Gebirgs-Pionier-Bataillon

Obergefreiter Josef Kulot in einem Grenadier-Regiment

Leutnant d. R. Josef Kult, Kompanieführer in einem Jäger-Regiment

Hauptmann Erich Löffler, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.



EICHENLAUBTRÄGER
Hauptmann Karl Torley,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.
als 132. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberfeldwebel Helmut Lutze, Zugführer in einem Kradschützen-Bataillon

Hauptmann Konrad Lyhme, Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Siegfried Meißner, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberfeldwebel Peter Merten, Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberst Hans v. d. Mosel, Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberfeldwebel Martin Müller, Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Major d. R. Walter Müller, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberstleutnant Alb. Panzenhagen, Kommandeur eines Panzergrenadier-Rgts.

Feldwebel Oskar Pfalzgraf, Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberst Georg Postel, Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Willi Riedel, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.



EICHENLAUBTRÄGER
Hauptmann Johannes Kümmel,
Abteilungskommandeur in einem Panzer-Rgt.
als 133. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Hauptmann d. R. Arthur Rittner, Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Generalmajor Carl Rodenburg, Kommandeur einer Infanterie-Division

Wachtmeister Konrad Sauer, Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung

Major Günther Schemmel, Bataillonskommandeur in einem Panzergrenadier-Regiment

Hauptmann Friedrich Schmidt, Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberstleutnant Johannes Schmidt, Abteilungskommandeur in einem Panz.-Rgt.

Oberstleutnant Gustav-Albrecht Schmidt-Ott, Führer eines Panzer-Regiments

Obergefreiter Franz Schmitzer in einem Artillerie-Regiment

Oberwachtmeister Joh. Schmölzer, Zugführer in einer Radfahr-Abteilung

Oberleutnant Rudolf Schneider, Kompaniechef in einer Schnellen Abteilung

Oberfeldwebel Albrecht Schnitger, Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Major der Schutzpolizei ϟϟ-Sturmbannführer K. Schümers, Bataillonskommandeur in einem ϟϟ-Pol.-Schützen-Regiment

Hauptmann Otto Schwarzer, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Unteroffizier Josef Schwertherr, Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment

Wachtmeister der Schutzpolizei ϟϟ-Unterscharführer Rudolf Seitz, Geschützführer in einer Panzerjäger-Abt. einer ϟϟ-Polizei-Division

Oberleutnant Eugen Selhorst, Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberleutnant d. R. Karl Heinz Sparbier, Kompanieführer in einem Grenadier.Rgt.

Oberleutnant Helm. Speckenheier, Batterieführer in einer Heeresflak-Abteilung

Oberfeldwebel Gustav Strauß, Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Gefreiter Hans Sturm in einem Grenadier-Regiment

Leutnant Fritz Tadje, Zugführer in einer Sturmgeschützabteilung

Oberleutnant d. R. Walter Tank, Kompaniechef in einem Panzergren.-Rgt.

Major Kurt Walter, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberleutnant Paul-Friedel Weber, Batteriechef in einer schweren Heeresflak-Artillerie-Abteilung

Oberleutnant Siegfried Weber, Bataillonsführer in einem Jäger-Regiment

Oberstleutnant d. R. Maximilian Wengler, Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Waldemar Wildschütz, Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Major Franz Zejdlik, Kommandeur eines Panzer-Pionier-Bataillons

ϟϟ-Unterscharführer August Zingel, Gruppenführer in einem Infanterie-Regiment der Waffen-ϟϟ



EICHENLAUBTRÄGER
Hauptmann Konrad Hupfer,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.,
als 136. Soldaten der deutschen Wehrmacht

ES STARBEN DEN HELDENTOD DIE RITTERKREUZTRÄGER:

Leutnant Hermann Conrad, Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Major Alfons Eckhardt, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Hauptmann Alfred Engfer, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Leutnant d. R. Wilhelm Fiederer, Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberst Eugen Garski, Kommandeur des Grenadier-Regiments „Großdeutschland" Nr. 2

Major d. R. Lüdger Glettenberg, Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Major d. R. z. V. Karl Greve, Bataillonskommandeur in einem Jäger-Rgt.

Major Georg Hesse, Kommandeur eines Kradschützen-Bataillons

Leutnant d. R. Gerhard Jäger, Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Rudolf Kiehl, Abteilungsführer in einem Panzer-Regiment des Afrikakorps

Hauptmann Waldemar Lutz, Kommandeur einer Sturmgeschütz-Abteilung

Oberleutnant d. R. Heinz Martin, Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Klaus Müller, Kompaniechef in einem Panzer-Regiment

Oberleutnant d. R. Eugen Max Petereit, Batterieführer in einem Artillerie-Regiment

Leutnant Erich Petermann, Zugführer in einem Kradschützen-Bataillon

Oberleutnant d. R. Paul Stier, Kompanieführer in einem Pionier-Bataillon

General der Panzertruppen Georg Stumme, Oberbefehlshaber einer Armee

Oberleutnant Heinrich Vonhoff, Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

EICHENLAUBTRÄGER
Oberstleutnant Ludwig Kirschner,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments,
als 135. Soldaten der deutschen Wehrmacht



NORDWESTLICH MEDYN

BILDER AUS DEN ABWEHRKÄMPFEN IM MITTLEREN FRONTABSCHNITT OSTWÄRTS WJASMA

VON OBERLEUTNANT DR. JOACHIM FISCHER

Wie die Saite einer Gitarre schwingt, wenn ein gleicher Ton von irgendwoher herbeikommt, so schwingt auch die Frontlinie in jenen Abschnitten des Ostkrieges, in denen die Gesetze der Abwehr Gültigkeit haben. Abwehr heißt nicht Stille, friedvoll atmende Ruhe, der Tage und der Nächte gleiche Ordnung. Abwehr heißt härtester Infanteriekampf, heißt schwere Mühe an den Geschützen, bedeutet tausendfaches Verlegen von Drahtleitungen, heißt nächtliches Störungssuchen und Leitungflicken. Abwehr ist mühseliges Durchschleppen von Munition und Verpflegung durch Sümpfe und dschungelähnliche Dickichte. In der Abwehr müssen alle Soldaten unbeschadet der Waffengattung und des Dienstgrades gleiche Mühsal tragen, Regen, Hitze, Mücken, Schlamm, Kälte, Einöde und stets den gleichen Wald und die gleiche zerschossene Kolchosscheune vor den Augen! Regungslos scheint die Front unter dem Tag. Kein Deutscher, kein Bolschewist zeigt sich. Und doch lauern Hunderte von Augen hinter den Brustwehren, hinter Scherenfernrohren, und kennen jedes Grasbüschel, jedes kleine Strauchwerk, sie bemerken jede noch so winzige Veränderung im Abschnitt.

So liegen Kompanien und Kompanien, Bataillone und Bataillone, Regimenter und Regimenter, Divisionen und Divisionen nebeneinander. Eine Front der Stützpunkte! Eine Front steter Wachheit! Eine Kampflinie, die sich durch Mulden, längs Bachläufen, an Dorfrändern, an Waldstücken entlang, über Straßen und erstickte Eisenbahnlinien hinwegzieht, merkwürdige Einbuchtungen, Ausweitungen, Säcke und Wülste hat, die über Höhenzüge wandert und die in allem, in ihrem schlangenartigen Band eine Linie des landschaftlichen Vorteils darstellt. Eine Linie auch, die reglos scheint.

Bis sie feuerrot erglüht.

Dann bricht es los. An einer Stelle. Blubbernde Granatwerfer beginnen ihren teuflischen, schnellen Schlag. Schwere Infanteriewaffen hämmern. Das kann nach Minuten zu Ende sein. Das ebbt vielleicht erst nach Stunden oder Tagen wieder ab. Denn unserer Linie liegt die des Feindes gegenüber. Sie verläuft nicht der unseren parallel. Sie schwillt ab, schiebt sich heran, schwingt ganz weit zurück, läßt einen Sumpf aus und steht mit einem Schlag fünfzig Meter vor uns. Stacheldraht, Minenfelder sperren sich dazwischen. Mitten zwischen den beiden Linien aber schiebt sich in den Nächten, in den verschleiernden Dämmerstunden des Abends und des Morgens eine Vielzahl von Stoßtrupps nach drüben. Und jene kommen zu uns. Manchmal begegnen sie sich im Zwischenfeld. Dann gibt es einen keuchenden, verbissenen Nahkampf, in dem Spaten und Handgranaten, kurze Pistolenschüsse und das Hämmern schneller Maschinenpistolen den Stärkeren zurückkommen lassen. Wachsame Posten warten hüben und drüben. Wer besser ist, sprengt die Erdbunker, die Stellungen und läßt die eingegrabenen Panzer in die Luft gehen. In den Dämmerstunden des Abends, in den milchigweißen Nebelschwaden des grauenden Morgens sind die Deutschen besser — in den Nächten erwacht der Tierinstinkt des Feindes.

So ging es in dem Frontabschnitt nordwestlich Medyn seit dem Frühjahr. Es gab keinen Unterschied, ob die Stoßtrupps bis zu Bataillonsstärke gingen — oder ob sie nur die Stärke eines Zuges hatten. Gelegentlich schickte der Feind Panzer. Sie wurden abgeschossen oder zur Umkehr gezwungen. Aber im Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht wurden sie nicht erwähnt. Es war eine liegende, gefährlich-stille Front. Wohl glühte die Linie dann und wann zur lohenden Glut. Aber es waren kurze Feuer. In ihnen verbrannte eine Vielzahl Bolschewisten. Auch wir hatten Ausfälle. Doch hielten sie sich in erträglichen Grenzen.

Die erkannte Vorbereitung

Bis Anfang August auf einmal in den Nächten drüben wesentlich mehr Bewegung war als zuvor. Jeder achtete deutlicher darauf. Kam der Wind aus Osten, so hörten sie alle das dumpfe Brummen von Motoren. Das Geschützfeuer des Feindes war nervöser als sonst. Es wurde schneller auf deutsche Bewegungen geschossen, als es gemeinhin der Fall war. Des Gegners Flieger erschienen häufiger denn je. Es war deutlich zu erkennen: sie wollten angreifen. Und dort, wo die Hügel in eine Ebene fließen, südlich der großen Straße, die nach Moskau führt, sollte es wohl Ernst werden.

Es waren kühle Nächte im Beginn des August, als es offenbar wurde, was der Gegner plante. Bei Rshew lief er mit Tausenden von Panzern vergeblichen Sturm. Wie mit einer Sichel wollte er einen Schlag führen. Die Nächte waren erfüllt von dem durchdringenden Silberschein eines maßlosen Mondes. Die Sterne hatten sich weit in die endlosen Höhen zurückgezogen. In dem silberklaren Licht dieser Nächte vollzog der Feind seinen Aufmarsch. Hinter einem Dutzend von Divisionen baute er seine Geschütze auf, gruppierte er Panzerbrigaden und Reserveverbände, und damit sollten die deutschen Infanteriedivisionen, die seit Monaten in den Stellungen lagen, geworfen werden.

Ein jeder der Deutschen ahnte das Kommende. Der entscheidende Tag begann mit einem grauen Himmel, der wie mit einem nahtlosen Tuch überzogen schien. Es war still. Lästig ruhig. Nur das Herz wartete. Ein jeder wußte, wie es geschehen müßte. Die Sonne, die sich aus dem Osten hob, schob das graue Wolkentuch vom Himmel.

Dann begannen die Geschütze.

Wer vermöchte den lohenden Wirbel eines solchen morgendlichen Sturmes wahrlich erfassen denn der Grenadier, der mit seinen Waffen in die schützenden Mulden der Erde versinkt? Er lauscht dem orgelnden Tosen, und er ist überschüttet von geschleudertem Dreck, den die steilhohen Fontänen der Detonationen reißen.

So geht es ein paar Stunden. Auf einer breiten, langgezogenen Front, an der die Sichel mähen soll.

„Sie kommen!"

Das Feuer des Feindes walzt zurück. Die deutschen Geschütze antworten denen des Gegners. Dann rollt es heran. Panzer in dichten Wellen. Ihnen folgen die braunen Horden. Tausende von Bolschewisten strudeln gleich einem Gießbach gegen einzelne Kompanien. Panzer in dichten Rudeln drücken zurück.

Das Auffangen

Am ersten Tage nur gelingt es dem Feinde, dank seiner Übermacht, an einer Vielzahl von Stellen Einbrüche zu erzwingen. In den Abendstunden fängt sich die Front wieder. Wie die Saite ausschwingt, so schlägt sie nun auch zurück. Die Kompanien suchen die Verbindungen. Versprengte sammeln sich. Lohende Feuersäulen zeigen die brennenden abgeschossenen Panzer. Dichte Schwaden stinkenden Ölqualms ziehen über die Höhen. Mehr als vierzig Panzer sind abgeschossen. Die Stellungen sind gehalten. Alles, was dem Gegner gelungen war, erschien nun nicht mehr so gefährlich. Jetzt galt es, zurückzuschlagen.

Die deutschen Geschütze begannen. Sie feuerten die Nacht hindurch nach drüben.

Als der Tag sich aus der Nacht erhob, dröhnte es vom Himmel. Stuka und Bomber fielen aus den Wolken und leerten die Schächte auf die neuerlich bereitgestellten Panzer, ließen Geschützstellungen verlöschen, vertrieben aus den Wäldern gegnerische Bataillone. Das dröhnende Getöse der stürzenden Maschinen, das brausende Rauschen der Bomber, die riesigen Pilze von Erde, Feuer, Rauch und berstendem Stahl machten die deutschen Grenadiere, Panzerjäger, Pioniere, Artilleristen zuversichtlich. Und die Luftwaffe kam zum zweiten, zum dritten, zum vierten Male an einem Tage. Die eigenen Geschütze hämmerten, und nun, als der Tag über den Mittag war, die Sonne im Rücken der Deutschen stand, begannen auch die Gegenstöße. Der Kampf gegen die vereinzelt fahrenden Panzer mit Pak und Artillerie, mit geballten Ladungen setzte ein, und nun rollte die Vernichtung ohne Pause. Position um Position wurde zurückgenommen. Eingeschlossene wurden entsetzt, und planvoll wurde Höhe um Höhe, Mulde um Mulde, Dorf um Dorf erkämpft.

Der Feind aber lief an.

Er jagte, wo immer er auch nur konnte, neue und neue Verbände in die deutschen Waffen. Vom Himmel aber stürzten gleich gierigen Adlern die deutschen Flugzeuge. Was sie an Bomben fallen ließen, entlastete unendlich.

Es waren die Stunden, in denen die Soldaten, die in der Erde hafteten, die Unendlichkeit des Lebens ahnten. Sie litten tausend Tode in der Mächtigkeit dieser Kämpfe, in denen ein einzelner Mann mit seiner Waffe Hunderte von Feinden zu wehren hatte.

Was gab es für hundert Episoden?

Jenes Jägerbataillon, das, völlig von Panzern überrollt, auf seiner Kolchoshöhe eingeschlossen, sich vier Tage gegen grenzenlose Übermacht hielt und sich doch nicht ergab?

Jener Unteroffizier, der nacheinander vier Panzer mit geballten Ladungen sprengte und allein mit seinem Maschinengewehr von jedem dieser Panzer noch zwanzig Mann herunterschoß?

Jener Stoßtrupp, der an die beiden Panzer heranging, die vor dem Dorfe in der Schlenke hockten und von dort Haus um Haus in Brand schossen und nahezu ein jedes noch umherlaufende Huhn umlegten, um nur kein Leben zu lassen. — bis die Soldaten dieses Stoßtrupps beide Panzer in die Luft jagten?

Die Tapferkeit eines jeden einzelnen Soldaten in diesem Abschnitt, der unter dem Titel „nordwestlich Medyn" ein Blatt des gegenwärtigen Abwehrkrieges füllt, gilt für alle Divisionen.

Der Feind berannte an vielen Stellen pausenlos Tage um Tage und Wochen um Wochen die markanten Punkte — einen Brückenkopf, einen Flaschenhals, ein Dorf, ein Waldstück, einen Höhenzug. Hunderte von Panzern wurden angesetzt — in vier Wochen in dem relativ schmalen Angriffsabschnitt 287 Kampfwagen, darunter fast ausschließlich T 34 und KW I, die 44-Tonner, abgeschossen.

Der Abwehrsieg

Der August ging hin. Der September schloß sich an. In den Oktober ging der Kampf. Bis er verebbte. Ermattet ging der Feind in die Knie. Zehntausende hatte er verbluten lassen. Hunderte von Panzern verloren. Und nichts erreicht.

Aber die Herzen der deutschen Soldaten waren härter geworden. Zu dem, was sie bis dorthin erlebt hatten, war ein neuer Erlebnisabschnitt gekommen. Die kriegerische Zeit stürzt dahin und verwandelt die Menschen. Wer die Abwehr in diesen Wochen überlebte, wer die bitteren Nächte des pausenlosen Feuers erlebte, wer die walzenden Panzer neben sich hatte rollen sehen, wer den Nahkämpfen siegreich entrann, der hatte sich einen neuen Anspruch erworben. Dem Abwehrkämpfer des Ostens ist es kein Trost, wenn er erfährt, daß die alten Weltkriegssoldaten sagen, es sei dies ein stärkeres „Mehr" gegen Flandern, Somme und Verdun. Dies muß so genommen werden, wie es aus dem Schicksal kommt.

Jetzt regnet es in herbstlichen Stürmen. Die Erdlöcher, wie sie die Stellungen erfordern, laufen voll Wasser. Die Bunker sind naß. Die Waffen wiegen schwer in der Hand. Die Nächte sind bitter. Aber die Front ist wieder still geworden. Wieder tasten sich Stoßtrupps nach drüben. Wieder kommt der Feind zu uns. Lauschend stehen die Posten in den Nächten. Wenn es dämmert, erwacht die Artillerie meist zu kurzen tosenden Feuerschlägen. Bis verhallend der Frühlärm ausebbt. Hinter dem Denken regt sich der Schlaf. Aber es wird nun geschanzt und die Linie wieder gesichert. Minen und Stacheldraht sperren erneut. Einsame Aufmerksamkeit ist das Los des wachenden Postens. Weit schweben die sehnsüchtigen Gedanken zu geliebten Menschen. Bis der peitschende Schlag eines Gewehrschusses erschreckt und wach macht. Dann ist der verwandelnde Krieg wieder bei dir und hebt dich auf die neue Ebene des neuen Tages.

Die Abwehrschlacht nordwestlich Medyn ist für diesen Sommer vorbei. Sie geht in die neue Phase. Sie verändert ihr Gesicht. Die deutschen Flugzeuge brauchen jetzt nicht zu kommen. Ein einsamer Aufklärer fliegt täglich. Die Erde führt jetzt wieder allein den Kampf. Diese nasse, schmierige, saugend haftende Erde wird umkämpft. Der bessere Soldat hat alle Angriffe — wenn auch mit schweren Opfern — durchgehalten. Der deutsche Soldat ist siegreich geblieben, das deutsche brave, ausdauernde, ehrlich anständige Soldatenherz hat wieder einmal bestanden. Ein jeder bedenke, wieviel hundert Stunden es in Gefahr gewesen ist.

Der Liebhaber der schönen Tiziana

Ich sagte zu meinem Freunde Ruggiero: „Willst du morgen mit mir nach Genua fahren, um dem Spiel der Ambrosina zuzuschauen?"

Mein Freund antwortete mit beklommener Stimme: „Genua? Um Gottes willen! Ich würde sogar bis zum Nordpol reisen, um einem Auftreten der Ambrosina beizuwohnen. Aber nach Genua niemals!"

Ich mußte lachen und fragte: „Warum? Genua erinnert dich wahrscheinlich an . . ."

„An eine unheimliche Nacht", brummte mein Freund Ruggiero.

Ich wurde neugierig, sein seltsames Abenteuer zu erfahren, goß ihm ein neues Glas Cinzano ein, und Ruggiero begann:

Vor drei Jahren war ich aus beruflichen Gründen in Genua. Es war im August, und täglich ging ich zum Baden an den Lido. Dort lernte ich ein reizendes junges Mädchen kennen. Unter irgendeinem Vorwand sprach ich sie an, und nach einem halben Dutzend Unterhaltungen willigte sie endlich in ein Zusammentreffen bei einem Ausflug ein. Für den folgenden Abend versuchte ich, ein Rendezvous bei ihr zu haben. „Unmöglich!" erwiderte Tiziana. Sie hatte sehr strenge Eltern. Abends war gar nichts zu machen. Man mußte sich mit den Nachmittagen in der Stadt zufrieden geben.

Also begnügte ich mich und hoffte auf die Zukunft. Und tatsächlich, einige Wochen später half uns das Glück. Eines Nachmittags im November sagte mir Tiziana: „Heute abend reisen meine Eltern nach Nervi; sie werden morgen wiederkommen. Wenn du zu mir kommen willst, werde ich dir eine Tasse Tee anbieten, und wir werden ungestört ein wenig plaudern. Ich weiß, daß du ein Kavalier bist, und daß ich dir vertrauen darf. Einverstanden?"

Sehr gut! Wir trafen uns abends in einer Bar. Es war ein Hundewetter. Der kalte Nordostwind fegte über Genua, ein Wind, der wie ein Messer ins Gesicht schneidet und die Augen tränen läßt. Wir gingen hinaus und wanderten etwa eine Viertelstunde. Dann blieb Tiziana vor einem großen Toreingang stehen. „Hier ist es!" flüsterte sie. Wir traten ein, durchschritten einen Hof und kamen an eine Tür. Tiziana öffnete den Aufzug. Ehe sie auf den Knopf drückte, fragte ich: „Verzeih, welcher Stock?"

„Siebenter Stock!" antwortete sie. Und nach wenigen Minuten betraten wir ihr Heim. Eine wunderbare Wohnung, ein gemütlicher Wohnraum, in gedämpftes rosa Halbdunkel getaucht. In zwei weiche Sessel versunken, ließen wir uns den Tee und die Süßigkeiten munden. Gerade wollte ich ihr sagen, wie gern ich sie habe, als die Klingel an der Tür schrill ertönte. „Mein Vater!" rief Tiziana mit schreckerfüllten Augen. Und gleich darauf: „Schnell, Ruggiero . . . Auf den Balkon! Spring hinunter! Ich beschwöre dich!"

Die Klingel schrillte ungeduldig. Tiziana drückte mich hinaus auf den Balkon und schloß die Türe. Der Nordostwind peitschte mir ins Gesicht. Es war ein Uhr nachts. In einen Winkel gedrückt, vor Kälte zitternd und durchfroren, war ich zu einem Häufchen Elend zusammengesunken. Die Nacht war finster, eine verhexte Nacht, so schwarz wie Tinte. Was sollte ich tun? Und sie hatte mir doch gesagt: spring herunter! — Vom siebenten Stockwerk herunter? Es wäre der sichere Tod gewesen! Ausgenommen — so schoß es mir durch den Kopf —, Tiziana hätte mit diesem „Spring herunter!" auf die einzige Hilfsmöglichkeit anspielen wollen: die Abflußröhre der Dachrinne.

Im Kino hatte ich das oft gesehen. Junge Leute, die aus dem vierundsechzigsten Stockwerk heil und sanft auf der Erde anlangten, angeklammert an diesen Rettungsanker. Ich streckte die Hand aus . . . Ja, da war ein Abflußrohr, gerade an der Balkonbrüstung; aber unglücklicherweise krachte es schon unter meinem leichten Druck. Nein, da war wirklich nichts zu machen. Was nun? Die Glastüre blieb hartnäckig verschlossen. Was machte Tiziana? Warum versuchte sie nicht, den Vater zu überreden, zur Ruhe zu gehen, und mich zu befreien? Der Wind durchpeitschte mich. „Spring hinunter", hatte sie geflüstert. Eine Tollheit. Sieben Stockwerke.

Ich war ganz niedergeschlagen. Noch einmal streckte ich die Hände aus, in der Hoffnung, die Brüstung eines benachbarten Balkons zu erreichen. Nichts! Ich war wie in der Luft schwebend, in einer totalen Finsternis, in schauererregender Stille, in unregelmäßigen Zwischenräumen durchbrochen von dem eisigen Pfeifen des Tramontana. „Spring hinunter!" Der schrecklichste Tod. Der Körper zu Brei zerschlagen.

Die Minuten vergingen langsam. Die Stunden unendlich. Ich wurde allmählich zum Eiszapfen. Zu stumpfsinnig! Und endlich zog der Morgen herauf. Und bei dem ersten dämmernden Lichtschein sah ich . . . sah ich . . .

Ich glaubte verrückt zu werden! Aber — so fragte ich mich — bin ich nicht mehr auf dem siebenten Stock, auf dem Balkon von Tizianas Wohnung? Ich habe doch selber die sieben Stockwerke gezählt, als ich mit dem Lift herauffuhr!?!

Nein, Signore! Ich war auf einem Balkon, der sich kaum zwei Meter über der Erde erhob. Mit einem Satz konnte ich auf der Straße sein. Und tatsächlich, so war es! Ich sprang hinab, lief zu meiner Wohnung und legte mich zu Bett. In den langen Kälteschauern, die mich befielen, kam des Rätsels Lösung wie eine Eingebung über mich, als ich an jene berühmten Häuser in dem terrassenförmig ansteigenden Genua dachte, die auf einer Straßenseite sieben oder acht Stockwerke haben, während sie, in den Berg hineingebaut, auf der Rückfront kaum zwei oder drei Etagen aufweisen. Die ganze Nacht hatte ich nun dort in der Gewißheit zugebracht, mich in einem hochgelegenen siebenten Stock zu befinden, während ich in Wirklichkeit die schreckliche Nacht auf dem Balkon eines Erdgeschosses halb erfroren war. Jetzt erst, das heißt im Bett, verstand ich, warum Tiziana, als sie mich auf den Balkon hinausschob, gesagt hatte: „Spring hinunter!"

Ruggiero schwieg. Dann sagte er traurig: „Ich ließ mich nach Mailand versetzen. Weißt du, in Mailand gibt es keine dieser berühmten Häuser mit zweierlei Fassaden, verstehst du?" Wieder Stille. Dann sah er mich an und murmelte: „Tiziana? Einige Tage später traf ich sie, und weißt du, was sie mir sagte? Daß es gar nicht ihr Vater war, der geklingelt hatte. Der Portier war mit irgendeinem Telegramm gekommen. Aber sie, in der Meinung, ich sei „hinuntergesprungen", hatte sich nicht mehr um mich gekümmert und die Balkontür nicht mehr geöffnet."

Nach dem Italienischen von Frhr. Raitz von Frentz

Im Wettstreit des Humors zwischen Front und Heimat

versucht der Stürmer Leo von Malachowski für die Heimat ein Tor zu schießen, aber — merkwürdig — er vermag sich nicht von der Frontmannschaft zu lösen. Seine Zeichnungen nennt er schlicht und einfach:

. . . übrigens . . . !



DIE BRÜCKE *„. . . übrigens . . . bauen die im Osten bei dem Schlamm dauernd Brükken, schreibt mein Mann!"*

DER BART *„. . . übrigens, dabei fällt mir ein, daß Otto ja bald von der Feindfahrt zurück sein muß!"*

DIE STREIFEN *„. . . übrigens, habe ich dir schon erzählt, daß mein Vater Spieß geworden ist?"*

DIE PANNE *„. . . übrigens, wat is det schon, da soll er erst mal meinen Bruder seh'n"!*

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25
Fernruf: 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 /
Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin



Zwei aus einem deutschen Rüstungsbetrieb, die an der Werkbank „ihren Mann stehen" und aus Zweckmäßigkeitsgründen lange Hosen tragen



Das sind die amerikanischen „Hosengirls" mit wasserstoffblonden Haaren und dem genormten „Keep-smiling" - Lächeln!

Sie hat die Hosen an

Es gibt Frauen, die in der Ehe vom ersten Tage an die langen Hosen anhaben — bildlich gesprochen. Sie schätzen wir ebensowenig wie die plärrenden, wasserstoffblonden Luxusweibchen, die in den langen Hosen ein zugkräftiges Requisit ihrer auf Männerfang abgestellten Kostümierung erblicken. Und die Kategorie der sogenannten „emanzipierten" weiblichen Wesen mit dunklen Hornbrillen und saloppen Männerhosen, die sich einbilden, ganz ohne die Herren der Schöpfung auskommen zu können, sind erst recht nicht unser Fall. Außer ihnen aber gibt es Frauen, die, obwohl sie nicht zu jenen zweifelhaften Erscheinungen gehören, lange Hosen als Kleidungsstück tragen, und die wir trotzdem gern ansehen. Es sind vor allem jene, die unter dem Gesetz des Krieges Männerarbeit leisten und sich darum aus Zweckmäßigkeitsgründen auch in ihrer Kleidung der neuen Tätigkeit angepaßt haben. Es sind die Frauen an den Maschinen und Werkbänken, die Schaffnerinnen in Zügen und Straßenbahnen, die Postfahrerinnen — kurz alle, die der Krieg in Männerberufe hineingestellt hat. Sie haben sich trotz ihres männlichen Attributes ihre gesunde Natürlichkeit bewahrt und dürfen darum auch mit Stolz — und weil sie Frauen sind, auch mit Scharm — lange Hosen tragen. Selbst wenn wir dadurch eine Zeitlang auf den Anblick ihrer schönen Beine verzichten müssen.

Aufnahmen: Max Göllner (2), PBZ, Wauer



Aus dem „Schwarzen Mann" ist eine „Schwarze Frau" geworden



Sie kommt aus dem „Fahrdienst" nicht heraus — und ihr Junge ist stolz auf die Mutti in Uniform



Frauen wären keine Frauen, verständen sie nicht, sich auch bei der Arbeit nett zu kleiden